



kalmenzone literaturzeitschrift

ISSN 2196 – 3835

**Heft 18 •
Winter 2023/24**

mit Text- und Bildbeiträgen von

**Christine Kappe • Caroline Hartge • Thomas Bothor • Jelica Konttas •
Gabriele Haefs • Christel Hildebrandt und einer Übersetzerinnengruppe •
Levi Henriksen • Sigune Schnabel • Norbert Rath •
Gerald Fiebig • Apolonia Gottwald • Unda Maris •
Christine Johanna Seidensticker • Nicola Quaß •
Steffen M. Diebold • Jenni Råback • Simon Konttas • Stefan Heuer •
Björn Potulski • Thomas Ballhausen • Alexandra Bernhardt**

Titelbild:

Christine Kappe: Libelle (2017). Grafik.

Inhalt von Heft 18 (2023)

editorial	5
Caroline Hartge <i>MIT LUPE UND PINSEL UND WAS ALLES DAZUGEHÖRT.</i>	7
Gabriele Haefs <i>WAS IMMER HAMSUN SAGTE</i>	11
Christel Hildebrandt <i>DER DICHTER UND DIE FLIEGE – ODER: WIE 14 ÜBERSETZERINNEN EINE GANZ GEWÖHNLICHE STUBENFLIEGE VON NORWEGEN NACH DEUTSCHLAND BRACHTEN</i>	16
Knut Hamsun <i>EINE GANZ GEWÖHNLICHE FLIEGE MITTLERER GRÖSSE</i>	17
Levi Henriksen <i>HARTE ARBEIT</i> aus dem Norwegischen übertragen von Gabriele Haefs	21
Jules Huret <i>UNTERSUCHUNG DER LITERARISCHEN ENTWICKLUNG: LECONTE DE LISLE</i> aus dem Französischen übertragen von Sigune Schnabel	27
äquatoriale bibliothek	
<i>CHRISTINA BACHER: EIN SCHIFF FÜR DEN FRIEDEN. DAS MUTIGE LEBEN DES RUPERT NEUDECK</i> besprochen von Norbert Rath	31
<i>UND MAN RIECHT SCHON DEN RAUCH</i> Gedichte von Gerald Fiebig, Apolonia Gottwald, Unda Maris, Christine Johanna Seidensticker, Nicola Quaß und Steffen M. Diebold	37
Jenni Råback <i>ZWEI GEDICHTE</i> aus dem Finnischen übertragen von Simon Konttas	43
Björn Potulski <i>DAS GECKOMUSTER</i>	47

Thomas Ballhausen
MIASMA. SIEBEN KARTEIKARTEN

49

die böe zum schluß

Alexandra Bernhardt
SCHAKAL

52

Das Thema des nächsten Heftes der [kalmenzone](#) wird voraussichtlich in einigen Monaten auf der Internetseite der Zeitschrift ausgeschrieben.

Das achtzehnte Heft der **kalmenzone** unterscheidet sich deutlich von den vorangegangenen Ausgaben. Es verzichtet auf ein Schwerpunktthema, und es erscheint nach einer nun schon jahrelangen Unterbrechung. Ersteres liegt ganz einfach daran, daß sich während der zeitaufwendigen Arbeit am Sonderheft in memoriam Irene Klaffke eine beachtliche Anzahl von thematisch vielfältigen Beitragsangeboten angesammelt hatte. Diesen wollte der Herausgeber gerecht werden und hat deshalb auf eine thematische Festlegung verzichtet, nicht jedoch auf Bezüge und Zusammenhänge zwischen den Texten und Bildern des Heftes. Letzteres hingegen hat seine Ursache in veränderten beruflichen Rahmenbedingungen, die nur noch wenig zeitlichen Spielraum fürs Zeitschriftenmachen lassen.

Ob sich dies in den kommenden Jahren wieder einmal zugunsten des Periodikums ändern wird, darf bezweifelt werden. Wenn sich dieses Heft nach langer Verzögerung nun doch noch aus der Windstille freigekämpft und seinen Hafen in leidlichem Zustand erreicht hat, dann gilt hoffentlich für alle Beteiligten: Ende gut, alles gut. Immerhin scheint Nummer 18, anders als die urzeitliche Libelle des Titelbildes und vorbehaltlich des Urteils der Leser, durchaus noch flugfähig und nicht petrifiziert zu sein. Auch schließt sich mit dieser Ausgabe in wenigstens einer Hinsicht der Kreis, denn die Rückkehr zu einem Heftumfang von deutlich unter 60 Seiten und damit zu einem etwas geringeren redaktionellen Arbeitsaufwand erschien dem Herausgeber bereits seit längerer Zeit erstrebenswert.

Er dankt den Autorinnen, Autoren, Bildkünstlerinnen und -künstlern für ihre Geduld und natürlich für ihre Beiträge. Ein neuer Aufbruch ins terminlich Ungewisse will freilich wohlbedacht sein. Wenn es soweit ist und ein neues Schwerpunktthema samt ungefährem Erscheinungsdatum feststeht, wird man es auf der Internetseite der Zeitschrift und wohl auch in dem einen oder anderen Portal des Literaturbetriebs nachlesen können.

Bonn, 25. Dezember 2023

Cornelius van Alsum

MIT LUPE UND PINSEL UND WAS ALLES DAZUGEHÖRT

Einen Häuserblock von der neogotischen Christuskirche entfernt liegt ein Friedhof. In einem engen Mauerring wölbt sich ein Hügel auf, auf dem dicht an dicht verwitterte, bemooste Grabsteine beieinanderstehen. Die kleine Straße, die sich wie ein Ring darumlegt, hat einen innigen, widersinnigen Namen: „Am Judenkirchhof“.

In der alten Handelsmetropole waren Juden als Bankiers präsent. Aber im Umland sind die kleinen Synagogen bescheidene Bauten, äußerlich oft kaum zu erkennen. Eine aus Jugoslawien eingewanderte Architektin, Frau eines hessischen Rabbiners, bereist die Gegend und macht eine Bestandsaufnahme. Oft wurden die Gebäude von den christlichen Nachbarn weiter genutzt, in deren Gedächtnis sich das Wissen um ihre Geschichte sehr wohl erhalten hat.

Das Institut unternimmt seinen alljährlichen Ausflug in eine nahegelegene Stadt auf einem Berg. Wir besuchen das jüdische Ritualbad. Eine unauffällige Tür mit niedrigem gotischem Spitzbogen in einer Sandsteinmauer führt in einen begrünten Hof. Das Bad ist wie ein gotischer Kirchturm, nur statt hinauf in den Himmel umgekehrt in die Erde hineingesteckt: man steigt eine sich verjüngende Spindel in die Tiefe hinab, die mit jedem Absatz immer feuchter, kühler und stiller wird. Während das jetzige Außen weiter und weiter zurückbleibt, dringen wir in etwas Vorheriges, Vergangenes vor. Es ist, als seien die Stimmen, Schritte und Kleider derer zu hören, die hier vor langer Zeit die Treppen hinunter- und hinaufstiegen. Als wir unten beim Wasser ankommen, haben die Steine angefangen, ihre Namen zu wispern.

Die Freunde wohnen in einem Dreihundertseelendorf in einem Länderdreieck, in dem zwei Konfessionen in En- und Exklaven ineinander verschlungen sind. Bei einem Rundgang erzählen sie mir: drüben sind sie katholisch, hier evangelisch (und zeigen auf das oben auf dem Felssporn thronende, von sehr gepflegten Gräbern umstandene barocke Kirchlein). Die erste Schule hier haben die Juden gebaut. Von den letzten hieß es, sie seien aus dem Urlaub in der Schweiz nicht wieder zurückgekommen. Später erwähnen sie, Nachbarn hätten bei Sanierungsarbeiten im Keller ihres Hauses wohl das alte Judenbad gefunden. Noch später entdeckte ich ein Schild und eine Tafel. Das Schild erklärt, von wann bis wann die Gemeinde bestand, aus wievielen Menschen und wovon sie lebten. Sie erlosch Ende des 19. Jahrhunderts. Die Tafel ist aus rotem Granit und zeigt einen vielarmigen Leuchter. Sie bezeichnet das Wohnhaus, in dessen Keller das ehemalige Judenbad wiederentdeckt wurde.

Von den Hügeln hinter dem Haus der Freunde auf dem Land sehe ich auf den gegenüberliegenden Hügeln etwas Auffälliges, Helles und frage, was es sei. Ach, sagen die Freunde, das ist ihr Friedhof. Wir fahren hin und ich staune über das weite Gräberfeld. Die Steine sind mit Flechten bedeckt. Auf manchen liegen Kiesel. Ach, sagen die Freunde, drüben ist ein noch viel größerer Friedhof.

Der noch viel größere Friedhof liegt in einer Art Fluchtburg. Der Zugang führt durch einen doppelten Ringwall. Der Friedhof ist riesig. Ein steinernes Haus steht dort, in dem die Toten vor der Beisetzung gewaschen wurden. Ich bin sehr erstaunt: so viele, so weit. Die Orte in der Umgebung machen alle einen ärmlichen Eindruck. Es ist ein Auswandererland, in dem der Boden gerade für Linsen reichte, für wer weiß was für Linsengerichte.

Eine Mauer in einem baufälligen Haus stürzt um und dahinter kommt ein Bad zutage, oder eine Art Brunnen. Im Lauf der Jahre lerne ich hinzusehen, finde auch im Internet das Verzeichnis, in dem alle diese Stätten dokumentiert sind, ihre Geschichte. Von Bahngleisen umschlossen, in einem schattigen Geländeeinschnitt in den Weinbergen, am Hang oberhalb der Stadtmauern, auf halbem Weg auf den Berg, in den Wiesen am Dorfrand oder auf halbem Weg zwischen den Dörfern, weit draußen gerade oberhalb der Aue, mitten in der Stadt hinter hohen Mauern und nur am Tag des offenen Denkmals zu betreten, und in der neogotischen Eingangshalle besuche ich einen Liederabend und höre zum ersten Mal ein Lied des Dessauer Kantorensohns: *Youkali, c'est le pays de nos désirs*.

Wie eng alles miteinander verflochten ist. In einer Hansestadt an der Ostsee fallen uns in einer Backsteinkirche hebräische Buchstaben ins Auge. Etwas später entdeckte ich sie in einer illustrierten Kinderbibel wieder. Und erst dann bemerke ich, dass weithin sichtbar ein immenser sechseckiger Stern den backsteinernen Turm der heimischen Hauptkirche ziert. Samt, Gramophone und Gummireifen bereichern die Stadt; in der schäbigen, aber toleranten Neustadt wird auf dem anderen Flussufer in Sichtweite der katholischen Basilika ihr größtes Gotteshaus erbaut und ein Menschenleben später in einer Novembernacht in Brand gesteckt.

Die Firma, bei der ich angestellt bin, gehört einer kleinen, wenig bekannten Branche an. Unsere drei großen Mitbewerber sitzen in der Schweiz. Als der Geschäftszweig zu wachsen beginnt, lese ich in einem Branchenblatt, es habe den Beruf schon zu Kaisers Zeiten gegeben. Nur seien die meisten Agenturen 1933 gleichgeschaltet oder geschlossen worden, ihre Inhaber ins Ausland geflohen. – Eine solche Kollegin entstammte einer Familie, die seit dem 13. Jahrhundert in der Rheingegend ansässig war. Sie selber kehrte nach dem Krieg aus dem amerikanischen Exil zurück und vermittelte US-Literatur von der neutral gebliebenen Schweiz aus in den in Schutt und Asche liegenden übrigen deutschen Sprachraum.

Sie starb, kurz nachdem ich meine Stelle angetreten hatte. Ihr Mädchenname war wunderschön. Die Geschäftskorrespondenz bringt mich in Berührung mit ähnlichen solcher schönen Namen, die von Juwelen, edlen Metallen, Tieren oder Blumen und Süßigkeit sprechen. – Später lese ich über Ableitung und Bezüge dieser Namen nach, die neben den Herkunftsorten hierzulande so viele verordnete jüdische Familiennamen ausmachen, und erinnere mich an die Beschreibung des Hebräischen, die Herrmann Hesse aus dem Kloster Maulbronn mitbrachte.

Freunde leben in der alten Stadt, in der erstmals festgehalten wurde, was genau die Protestanten mit ihrer neuen Lehre eigentlich meinten. Ich könnte das Geburtshaus eines großen Dichters besuchen, der Arier hätte sein können, der aber eine Weltanschauung wählte, wegen der er ins Exil gehen musste. Ich besehe die ersten weltlichen Sozialwohnungen. Die Freunde empfehlen mir den Besuch einer katholischen Kirche, heiligstes Herz Jesu, die ein Baudenkmal des Jugendstils ist und 1910 eingeweiht wurde. Es ist, als betrete man ein Schatzkästlein aus dem Morgenland: Bis hinunter zur geschwungenen Türklinke ist jeder Fleck durchdacht und reich mit Ornamenten geschmückt, viel dunklem Gold; der ganzen Herrlichkeit der Schöpfung vor Erscheinen des Menschen: kein einziger rechter Winkel weit und breit. Das ist nicht barock, nicht kitschig überladen, und vor allem nicht so nüchtern geschichtsvergessen, geschichtsverleugnend wie die protestantischen Kirchen meiner Heimat. Diese Kirche sagt unübersehbar und in selbstgewisser Ruhe: Unser Glaube stammt aus dem Morgenland.

In der nachkriegsnüchternen Straße zum Bahnhof fällt mir ein großer, erbsgrüner Gebäudekomplex auf. Aber warum ist er kamerabewehrt? Ah, es ist eine Synagoge, von der Straße her kaum zu überblicken. Später verstehe ich, dass die vorgelagerten Gebäude den weltlicheren Bedürfnissen der Gemeinde dienen, in meiner Erinnerung eine koschere Küche, auch Wohnräume für Schächter und Kantor umfassen. Teile des Gebäudes sind ein Museum. Die dunkelhaarigen Damen an der Kasse sind mehr als zurückhaltend: Was mögen sie an mir merken? Oder was ich mir einbilden? – In diesem Museum sehe ich zum allerersten Mal jahrhundertealte mitteleuropäische Sakralschätze, die nicht christlich sind, fremdartiger oder geheimnisvoller noch als die katholischen Kultgeräte, in denen ich wenigstens noch den Revoluzzer und seine ledige Mutter wiedererkenne, den Anfang eines neuen Lebens oder sein entsetzliches Ende. Ich bin sehr berührt. – Besucher dürfen nur auf die Frauenempore, der eigentliche Synagogenraum liegt unbeleuchtet in der Tiefe. Das Gestühl oder besser gesagt die Bänke sind noch vertraut. Aber der Bilderschmuck an den Wänden entrollt in aller Ruhe lediglich das Alte Testament. Engel, Adler, Stier und Löwe bilden kein Quartett. Als ich an die Brüstung trete und in das Dunkel hinabschaue, halte ich den Atem an: wie alt, wie anders. Und zugleich: wie unübersehbar und selbstgewiss. Im Jahr der Einweihung, 1917, sagte dieses Gotteshaus: hier sind wir, was denn sonst? – Zwei Jahrzehnte später wurde das gelegte Feuer schnell gelöscht, weil, wie mir die Freunde erzählen, die umliegenden Häuser sogenannten Ariern gehörten – auch die Tankstelle.

Mitten in einem goldenen Vlies, das eigentlich ein blaues Vlies war, liegt die Stadt, die unermesslich reich war und sich von ihrem Reichtum als erste eine Universität baute. Hier hat Luther als Mönch gelebt, hat Adam Riese seine Rechenbücher mit arabischen Ziffern drucken



Thomas Bothor: Ohne Titel (2023).

lassen. Hinter der überbauten Brücke liegt eine stille Straße ohne Läden. An einer Hofeinfahrt bleibe ich stehen. Eine Mauer, ein ungepflasterter Hof, die Hinterausgänge von Restaurants, Getränkekettenstapel und Fahrradständer. Ein unförmiger Bau steht auch da im Fassadengeviert und kehrt dem Betrachter seinen buckligen Rücken zu. Aber warum ist gerade er kamerabewehrt? Und was mag das bloß sein? – Eine der ältesten Synagogen hierzulande, schon seit dem verheerenden Pogrom im Hochmittelalter nur noch als Speicher und Gasthaus genutzt. Aber sie steht da, und in ihrem Inneren zeigt sie noch nach tausend Jahren ihren ursprünglichen Zweck an.

Meine Familie ist fremd hier, ich sagte es schon an anderer Stelle. – Wir, in erster Generation hier geboren, hatten hier nichts außer einer Sprachlosigkeit und einem Schuldgefühl: ewigen Jahrestagen, einem verrufenen Ort, an dem das Lager gewesen sei, und Geschichtsbüchern, in denen Menschen mit ausgestreckten Armen blindlings brüllten, mit erhobenen Händen aus Viehwaggons getrieben wurden, als ausgemergelte Leichen zu Haufen zusammengetragen oder neben einem Wagentreck erfroren auf dem Eis lagen.

Im Katalog einer Ausstellung über jüdisches Leben in Deutschland finde ich aber kein einziges Bild von den Opfern, kein Bild, das sagt: Dieses Verbrechen wurde an uns begangen. Jedes Bild sagt: Diese Leistung haben wir vollbracht. Eine Knoblauchknolle in der Hand eines reichen Mannes verrät dem, der Hebräisch kann, dass er aus einer alten Familie stammt, Schapiro, Mintz, vielleicht Dreyfus, aus einer der ältesten, römischen Städte hierzulande, dem Jerusalem am Rhein.

Ich überlege, was es bedeutet, Marx, Freud und Einstein im Original, in meiner Muttersprache, lesen zu können. Was es bedeutet, dass in meiner Vaterstadt erst die neogotische Eingangshalle zu einem großen parkartigen Friedhof erbaut wurde, die wie eine Kirche aussieht, dann die unkenntlich-sachliche Kirche gegenüber zur Synagoge umgewidmet und mit Kameras bewehrt wurde und schließlich ein muslimisches Beerdigungsinstitut in die ehemalige Friedhofsgärtnerei nebenan einzog und selbstgewiss einen arabischen Schriftzug auf sein Ladenschild setzte, wie unzählige kleine Geschäfte in der Innenstadt. Und was es bedeutet, dass auf dem parkartigen Friedhof muslimische Gräber geschändet wurden.

CAROLINE HARTGE, geb. 1966, studierte Anglistik, Hispanistik und Geographie und lebt in Garbsen bei Hannover. Ihre Gedichte erschienen u. a. im *Neuen Conrady* (2000), im *Jahrbuch der Lyrik* (2009ff.) und der *ZEIT* (2013); zuletzt: *Chronologische Diffusion* (Edition Michael Kellner, 2023). Sie ist auch als Übersetzerin aus dem Englischen und Literaturwissenschaftlerin tätig. – Mehr auf www.carolinehartge.de.



Jelica Konttas: Erkenntnis (2011).

WAS IMMER HAMSUN SAGTE

Der norwegische Nobelpreisträger Knut Hamsun starb am 19. Februar 1952. Am 1.1.2023 ist damit das Urheberrecht für seine Werke erloschen, und wir erleben aus diesem Anlass allerlei Neuübersetzungen und Wiederveröffentlichungen alter Werke. Ein Grund zur Freude, aber auch ein Grund, einen genaueren Blick auf Hamsuns Leben und Werk zu werfen, denn auch die Diskussionen über seine politischen Irrwege flammen neu auf. Hamsun ist zwar unbestreitbar einer der meistgelesenen und einflussreichsten Autoren der Welt, doch leider hat er sich auch reichlich danebenbenommen. Und das wird ihm in seiner Heimat Norwegen nicht verziehen und er wird nicht so geehrt wie Ibsen, den Hamsun übrigens zutiefst verachtete und über den er in seinen Romanen immer wieder mit bissigem Spott herzog. Das „kleine Wesen“ (wie Hamsun ihn nannte), auch wenn er laut zeitgenössischen Berichten ein absolut mieser Charakter war, erscheint seinen Landsleuten heute mehr denn je als heiligmäßige Lichtgestalt. Ibsens Widersacher Hamsun dagegen hat in seinen späten Jahren die Nazis unterstützt und gilt deshalb in der guten Gesellschaft bis heute nicht als salonfähig. In Norwegen wird auch die Diskussion darüber neu belebt werden, ob man in Oslo nach ihm eine Straße benennen sollte. Die Meinungen prallen aufeinander: Man solle die Vergangenheit ruhen lassen und dem größten Romancier, den das Land jemals hervorgebracht hat, endlich in der Hauptstadt Oslo eine Straße widmen, sagen die einen, und sie verweisen darauf, dass nicht einmal der böswilligste Hamsunverächter in dessen Werk irgendwelche Hinweise auf die Nazisympathien finden kann. Man solle also Werk und Autor trennen und mit der Straße sozusagen das Werk ehren. Die andere Seite zeigt sich unveröhnlich: Der Mann hat die Nazis unterstützt und schreckliche Dinge gesagt und getan, eine Straße hat er wahrlich nicht verdient. Dass in anderen norwegischen Orten, die irgendeinen Bezug zu Hamsun haben, wie Narvik, Mo i Rana oder Stokmarknes, durchaus Hamsun-Straßen existieren, wird dabei nicht weiter erwähnt, von Oslo aus gesehen ist alles andere öde Provinz und eben nicht der Rede wert.

Zuletzt wurde vor Beginn des Jahres 2009, in dem Hamsuns 150. Geburtstag zu feiern war, energisch diskutiert, vielmehr, es wurde nicht diskutiert, denn eigentlich sagten alle dasselbe wie eh und je. Es gab allerdings erstmals einen Kompromissvorschlag, nämlich, einen Platz in der Nähe des Osloer Hauptbahnhofs nach Hamsun zu benennen. Aber das hat die Pro-Fraktion nur in Rage gebracht. Dabei spräche einiges für diese Lösung: Just dort spielen große Passagen von Hamsuns erstem großen Romanerfolg *Hunger*, wo der Ich-Erzähler seinen Wohnort als „merkwürdige Stadt, die niemand verlässt, ohne von ihr geprägt worden zu sein“, bezeichnet. Als Oslo noch Kristiania hieß, verortete der junge Hamsun sich politisch auf der extremen Linken und bezeichnete sich als Anarchisten, heute ist die Gegend um den Hauptbahnhof sozialer Brennpunkt und Treffpunkt von Junkies und Obdachlosen. Der Hamsun der *Hunger*-Periode mit seinem Hang zu Randgruppen und Rauschmitteln aller Art hätte sicher nichts gegen eine solche Benennung gehabt. (Die Sache mit der Anarchie ist übrigens noch nicht erforscht; wieso Hamsun sich dazu bekannte, hat er selbst nie begründet. Immerhin trug er, damals Straßenbahnfahrer in Chicago, als einer der wenigen seiner Kollegen trotz der Drohungen der Bosse nach Hinrichtung der Haymarket-Märtyrer 1886 ein schwarzes Band am Revers.)

An dieser Stelle scheint es nun angebracht, nachzusehen, was Hamsun eigentlich getan, gesagt und geschrieben hat. Er sei Nazi gewesen und habe den norwegischen Naziführer Quisling unterstützt, das wird ihm zum Vorwurf gemacht. Seine Verteidiger führen an, er sei eigentlich gar kein Nazi gewesen und wenn doch, so habe ihn seine Frau dazu verleitet. Die Behauptung, Frau Hamsun sei an allem schuld, ist allerdings nicht mehr zu halten, seit der Historiker Ingar Sletten Kolloen seine Hamsunbiografie vorgelegt hat (in stark gekürzter Fassung erschienen unter dem Titel *Knut Hamsun, Schwärmer und Eroberer* im Landt Verlag, 2011), für die er erstmals Einblick in Familienpapiere und bisher gesperrte Gerichtsprotokolle nehmen durfte. Marie Hamsun schwärmte zwar für Hitler und das Dritte Reich, reiste immer wieder auf Vortragstournee dorthin und ließ sich von Goebbels und Göring gleichermaßen hofieren, aber dass

Hamsun sich von ihr (oder von irgendeinem anderen Menschen) zu irgendeiner Ansicht hätte verführen lassen, muss einwandfrei ins Reich der Sage verwiesen werden. Ansonsten hat die Diskussion sich verselbständigt. Häufiger wird einfach angeführt, Knut Hamsun sei sicher nicht ohne Grund wegen Landesverrats verurteilt worden und habe sein ganzes Vermögen verloren. Ein norwegisches Gericht weiß schließlich, was es tut.

Nur ist die Sache mit dem Landesverrat und dem Prozess auch so ein Thema, das lieber unter den Tisch gekehrt wird. Denn eigentlich hätte die Sache ganz einfach sein können: Die Norwegische Exilregierung in London erließ Ende 1944 etliche Gesetze, gemäß denen nach der Befreiung Norwegens Kollaborateure bestraft werden sollten. Rückwirkend für die ganze Besatzungszeit. Dass es keine Möglichkeit gab, diese Gesetze in Norwegen bekannt zu machen, spielte dabei keine Rolle. Wichtigstes Kriterium für die Bestrafung als Landesverräter war die Mitgliedschaft in der norwegischen Nazipartei. Mit diesem Gesetz hätte die Sache ein Ende haben können, denn Knut Hamsun war nachweislich niemals Mitglied der Nasjonal Samling. Nur war er eben der prominenteste Norweger überhaupt, eventuell neben Vidkun Quisling, dem norwegischen Naziführer, der gleich 1945 hingerichtet wurde, als das Bedürfnis nach Rache noch ganz besonders heiß loderte. Doch die wieder eingesetzte norwegische Regierung schien sich nicht ganz wohl dabei zu fühlen, einen in aller Welt bekannten, fast tauben Greis (Hamsun war 1945 immerhin bereits 86) vor Gericht zu stellen, weshalb er erst einmal in die Psychiatrie eingewiesen wurde, wo Hamsun deutlich das Gefühl hatte, er solle hier auf höchsten Regierungsbefehl für senil und unzurechnungsfähig erklärt werden. Ob er mit diesem Gefühl richtig lag, ist bisher nicht zu beweisen, ein Großteil der entsprechenden Unterlagen ist nämlich noch immer gesperrt. Dass die Psychiater sich alle Mühe gaben, ist jedoch unübersehbar. Was immer Hamsun sagte, wurde gegen ihn verwandt. Auf die Frage, was einen Zwerg und ein Kind unterscheidet, antwortete er: „das Alter“, was als Zeichen für mangelnde Urteilskraft verbucht wurde. Warum ein Mann seine Frau nicht hintergehen sollte? Weil sie dann auf die Idee kommen könnte, ihrerseits Seitensprünge zu machen, sagte Hamsun, und schon war er als moralisch verkommen eingestuft. Am Ende erkannten die Psychiater auf „dauerhaft geschwächte seelische Fähigkeiten“ (was genau das sein mochte, wurde nie aufgeklärt, wurde aber in Norwegen zur sprichwörtlichen Redensart). Aufgrund dieser dauerhaft geschwächten seelischen Fähigkeiten wurde er nicht zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, sein Vermögen wurde allerdings konfisziert, und Hamsun verbrachte seine letzten Jahre in bitterer Armut. Obwohl seine Anwältin, Sigrid Stray, Antifaschistin mit tadellosem Leumund aus dem norwegischen Widerstandskampf gegen die deutschen Besatzer, beweisen konnte, dass ihr Mandant kein Parteimitglied gewesen war und folglich auch nicht gegen das Gesetz von 1944 verstoßen haben konnte.

Knut Hamsun war damals ein in aller Welt viel gelesener Autor, dessen Werke immer wieder neu aufgelegt wurden, nur Norwegen bildete von 1945 bis 1950 die große Ausnahme. Der Erfolg allerdings hatte sich für Hamsun erst relativ spät eingestellt. Seine ersten, auf eigene Kosten gedruckten Veröffentlichungen, Alm- und Fjorddramen, entstanden unter dem Einfluss der „Bauern Erzählungen“ des von ihm so verehrten Bjørnstjerne Bjørnson, fanden so gut wie keine Abnehmer. Seinen künstlerischen Durchbruch errang er 1890 mit dem Roman *Hunger*. Zuvor hatte er seinen Stil radikal verändert. *Hunger* weist keine Spuren mehr von Alm- und Fjordidylle auf, der Roman spielt in der Großstadt unter verkrachten Künstlern, die Kritiker sahen darin den „neuen Menschen“, Opfer seiner dekadenten Nerven und des Tempos der modernen Zeit, riefen den Autor zum Genie aus und stellten ihn auf eine Stufe mit Dostojewski. Ein höheres Lob war damals kaum denkbar.

Das Publikum blieb überaus gelassen, verkaufsmäßig war *Hunger* ein Fiasko. Das galt auch für die anderen Romane dieser Periode, von denen neben *Hunger* der bekannteste *Mysterien* ist. (In diesem Roman gönnt Hamsun sich übrigens das Vergnügen, auf vielen Seiten das „kleine Wesen“ Ibsen auf wunderbar formulierte Weise mit Hohn und Spott zu überschütten.) Der große Erfolg setzte erst ein, als er, des bohémienhaften Lebens in den großen Städten müde, wie er behauptete, seine Romane abermals auf dem Land ansiedelte und seiner nordnorwegischen Heimat, vor allem seinem Heimatbezirk Nordland, ein literarisches Denkmal setzte. In Nordland spielten Romane wie *Pan*, *Benoni*, *Rosa* und *Segen der Erde*, der Roman, der ihm den Nobelpreis einbrachte.

Der alte Hamsun suchte sich für seine Romane dann wieder andere Schauplätze (*Die Stadt Segelfoss*, *Die Weiber am Brunnen* und die *Landstreicher*-Trilogie spielen an der norwegischen Südküste, *Das letzte Kapitel* im Gebirge in der Nähe der ostnorwegischen Stadt Lillehammer), aber das in den Büchern gezeichnete Bild der Welt ändert sich nicht mehr: Die Welt ist schlecht und ungerecht, die Reichen und Mächtigen nutzen ihre Macht und ihren Reichtum gewissenlos aus, und wenn die Armen überleben wollen, müssen sie zu allen Mitteln greifen, die sie überhaupt nur finden können. Die Wahl dieser Mittel wird mit Sympathie beschrieben, zugleich kann das Armeleutekind Hamsun sich zeitlebens bei der Schilderung der Reichen und Mächtigen nicht von Bewunderung und leisem Neid befreien – weshalb die Reichen und Mächtigen eben nicht als negative Karikaturen erscheinen.

Bleibt die Frage, ob man Hamsun als Nazi bezeichnen kann oder nicht. Ein Sympathisant war er jedenfalls. Als Kind hatte er immer wieder schreckliche Geschichten über die Hungersnöte gehört, die während der Napoleonischen Kriege durch die von Großbritannien verhängte Seeblockade in Norwegen wüteten. Später konnte er beobachten, wie britische Industriemagnaten in Norwegen Fabriken gründeten und Land und Leute rücksichtslos ausbeuteten. Der Kontakt mit irischen Auswanderern in den USA konnte seine Sympathien für das britische Empire dann auch nicht vergrößern. Dort gelangte er zudem zu der Überzeugung, dass dieses Land sich zu einer imperialistischen, kapitalistischen und militaristischen Hölle entwickeln würde, wenn eine zivilisatorisch überlegene Nation nicht rechtzeitig eingriffe. Deutschland dagegen war für Norwegen schon immer das Tor zur Welt. Norwegische Künstler gelangten über Deutschland zu internationalem Ruhm. Deutschland als Land der Dichter und Denker erschien Hamsun (der in seinem Leben keine dreihundert Tage die Schule besucht hatte) als positiver Gegenentwurf zu allem, was er an den USA verachtete, und fortan hieß er einfach alles gut, was in Deutschland geschah. Ein Land, das gegen Großbritannien und die USA Kriege führt, muss man einfach unterstützen, so lautete – vereinfacht formuliert – Hamsuns simple Überzeugung. Er hat schreckliche Dinge von sich gegeben, am schrecklichsten seine Polemiken gegen den im KZ gefolterten Ossietzky. 1934 wurde er gebeten, eine Solidaritätsadresse für Carl von Ossietzky zu unterschreiben. Hamsun weigerte sich, verwies darauf, dass Konzentrationslager schließlich eine britische Erfindung seien und „wenn die (deutsche) Regierung sich veranlasst gesehen hat, Konzentrationslager einzurichten, dann sollten Sie und alle Welt begreifen, dass das seine guten Gründe hat.“

Wobei zugegeben werden muss, dass die maßgeblichen norwegischen Zeitungen eher Hamsuns Ansicht teilten, wie sie überhaupt bis Kriegsbeginn erschreckend deutschland- bzw. hitlerfreundliche Standpunkte vertraten. Norwegens bis heute einzige Trägerin des Literaturnobelpreises, Sigrid Undset, in vielen norwegischen Debatten Hamsuns energischste Widersacherin, musste dagegen mehrere Wochen suchen, bis sie in der norwegischen Presse eine Solidaritätserklärung für Ossietzky veröffentlichen konnte. Hamsun erklärte schon früh seine Unterstützung für Quisling; 1936 veröffentlichte er in der Zeitung *Fritt Folk* („Freies Volk“), dem Zentralorgan der norwegischen Naziartei, einen Wahlaufuf, in dem es über Quisling hieß: „Wenn ich zehn Stimmen hätte, dann würde er sie alle bekommen. Sein fester Charakter und sein unbeugbarer Wille tun uns gut in diesen Zeiten.“

Er rief nach der Besetzung seine Landsleute auf, den deutschen Besatzern keinen Widerstand zu leisten, die Deutschen seien ja doch unbesiegbar und Widerstand werde nur zu schrecklichen Strafaktionen führen. Er fand es lobenswert, dass seine Söhne sich freiwillig an die Ostfront meldeten, und er scheint keinerlei Versuch unternommen zu haben, seine Frau Marie von ihren Propagandareisen ins Reich abzuhalten (wobei es sicher auch eine Rolle spielte, dass die Ehe inzwischen zu einem solchen Fiasko geworden war, dass er erleichtert aufatmete, wann immer Marie das Haus verließ). Er hat Goebbels seine Nobelpreismedaille geschenkt. Und er hat Hitler, der Hamsuns Werke sehr schätzte, persönlich besucht! Der Besuch endet allerdings in einem Debakel. Hamsun wollte die Gelegenheit nutzen, um sich über das Vorgehen der Besatzungsbehörden in Norwegen zu beschweren und die Ablösung des allgemein verhassten Reichskommissars Terboven zu verlangen. Was Hitler so verärgerte, dass er den Besuch vorzeitig abbrach.



Bundesarchiv, Bild 121-1383
Foto: o. Ang. | April 1942

Zwei Kriegsverbrecher im Schnee: SS-General Kurt Daluege und Reichskommissar Josef Terboven 1942 in Norwegen.

Andererseits hat Hamsun sich immer wieder für norwegische Widerständler engagiert, denen Verhaftung oder sogar Hinrichtung drohte. Er hat dem deutschen Verlagsmann Max Tau die lebensrettende Einreiseerlaubnis nach Norwegen besorgt. Auch für seine Anwältin, die wegen ihrer Aktivitäten im norwegischen Widerstand inhaftiert worden war, setzte er sich ein und konnte ihre Freilassung erwirken. Weshalb es für die Anwältin Sigrid Stray gleich nach ihrer Rückkehr aus dem schwedischen Exil im Sommer 1945 ganz selbstverständlich war, ihren alten Mandanten aufzusuchen und seine Verteidigung zu übernehmen.

Immer wieder wird, wer immer sich mit Hamsun beschäftigt, mit der Frage konfrontiert, ob er nun Nazi war oder nicht. Die Antwort fällt je nach Standpunkt unterschiedlich aus. Nicht alle Diskutanten haben sich wirklich mit der Frage beschäftigt, wie schon erwähnt, sind noch längst nicht alle Unterlagen aus dem Prozess zugänglich, und ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Bisweilen wird in seinem Werk nach Belegen gesucht, aber die sind schwer zu finden – ein unsympathischer Jude in diesem Riesenwerk kann eigentlich nicht als Beweis gelten, wenn andererseits Max Tau vor Gericht auf die Frage, ob Hamsun Antisemit sei, voller Überzeugung erklärt hat: „Auf keinen Fall.“ Nun kann man natürlich erwidern, dass Max Tau Hamsuns Engagement sein Leben verdankte, er also allen Grund hatte, nur Gutes über seinen Retter zu sagen – aber eine überzeugende Beweisführung ist das m. E. nicht. Etwa alle fünf Jahre veröffentlicht in Norwegen jemand ein Buch, in dem endlich die Wahrheit über Hamsun gesagt werden soll, aber die Argumentation ist dann werk-immanent: Ein intriganter Same tritt auf, also war Hamsun Rassist. Dabei kommen gerade die Sami, bei ihm zeitgemäß noch „Lappen“ genannt, überraschend gut weg. Auch sie lügen und betrügen, wie alle armen Leute, die irgendwie über die Runden kommen müssen, aber immer kommt der Hamsun-typische Satz: „Er war ein Mensch auf Erden.“ (Was bedeutet: Was blieb ihm denn anderes übrig, wenn er nicht verhungern wollte?) Fast völlig in Vergessenheit geraten ist eine Szene aus dem Roman *Rosa*, in der Edvarda, die

unerreichbare Femme Fatale mehrerer Hamsun-Romane, der eigentlich keiner ihrer vielen Liebhaber genügt, sich mit dem „Lappen“ Gilbert an einem Waldsee trifft, vor einem samischen Götzenbild, beide sind nackt, und für damalige Verhältnisse sagt Hamsun sehr offen, dass Edvarda mit Gilbert wirklich zufrieden ist. Aber auch das ist eine aus dem Zusammenhang gerissene Romanszene, die m. E. nicht als Beweis ausreichen kann. Allerdings, einige wenige Male benutzt Hamsun das N-Wort, das damals zwar noch nicht in Verruf geraten war, aber der Zusammenhang ist deutlich negativ. In „Segen der Erde“ wird einer reichlich unsympathischen Person ein „Negergehirn“ unterstellt, wobei nicht ganz klar ist, was damit gemeint ist. Dumm ist Barbro, so heißt diese Person, nämlich durchaus nicht, sondern eine Überlebenskünstlerin ersten Ranges, und zwischen den Zeilen wird immer auch eine gewisse Bewunderung für ihre Ränke deutlich.

Mit anderen Worten: Die Frage, ob Hamsun Nazi, Rassist und Antisemit war, ist weiterhin offen. Sinnvoller wäre es sicher, statt Zeit und Energie mit dieser ewig gleichen Diskussion zu vergeuden, noch einen Blick auf sein Leben zu werfen.

Geboren wurde er am 4. August 1859 in Lom in Gudbrandsdalen, wo das Haus seiner Familie noch heute zu sehen ist. Er war aber erst drei Jahre alt, als seine Eltern den Hof Hamsund auf Hamarøy im Bezirk Nordland übernahmen. Nach diesem Hof nannte er sich dann später, im Taufregister von Lom steht er noch als Knut Pedersen (nach der alten Sitte, Kindern einfach den Vornamen des Vaters als Nachnamen zu geben), er kehrte zurück nach Gudbrandsdalen, lebte in Kristiania und Kopenhagen, verbrachte einige Jahre als Wanderarbeiter, Hobo und Straßenbahnschaffner in den USA, kaufte dann einen Hof auf Hamarøy und ließ sich endlich in Grimstad an der Südküste nieder. Der Hof Nørholm in Grimstad, der auf vielen Hamsunfotos den prachtvollen Hintergrund bildet, ist von der Straße her gut zu sehen, kann aber nicht besichtigt werden, dort lebt ein Hamsunenkel mit seiner Familie. Ein Hamsunmuseum gibt es auf Hamarøy, wo jedes Jahr ein Hamsunfestival stattfindet, und ganz in der Nähe, auf Kjerringøy, gibt es eine komplett erhaltene Handelsniederlassung aus dem 19. Jahrhundert. Dort verbrachte der junge Knut einige trostlose Lehrjahre und stellte fest, dass er zum Kaufmann nicht geeignet sei. Unsterblich gemacht hat er den Handelsposten samt dem allmächtigen Kaufherrn Zahle dann als Sirilund, wo in seinen Romanen wie *Benoni* oder *Pan* der allmächtige Kaufmann Mack die Geschicke aller lenkt.

Auf Hamsuns Spuren durch Oslo wandern kann man leider nicht. Die Stadtviertel von Christiania, in denen sich der junge Hungerleider Hamsun herumgetrieben hat, wurden in den Jahren nach 1960 plattgemacht, als Kahlschlagsanierung in vielen europäischen Großstädten ganze Innenstadtviertel verwüstete.

GABRIELE HAEFS, geb. 1953 am Niederrhein, lebt als Autorin und Literaturübersetzerin in Hamburg. Studium der Volkskunde, Sprachwissenschaft, Keltologie und Nordistik, Promotion über *Das Irenbild der Deutschen* (Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 1983). Für ihre Übersetzung von *Sofies Welt* erhielt sie zusammen mit Jostein Gaarder 1994 den Deutschen Jugendliteraturpreis; neben weiteren Auszeichnungen ist sie seit 2011 Trägerin des Königlich Norwegischen Verdienstordens. Zahlreiche Buchveröffentlichungen als Verfasserin, Herausgeberin und Übersetzerin, zuletzt die Übersetzung von Knut Hamsuns Roman *Benoni* (Stuttgart: Kröner 2023).

Christel Hildebrandt

DER DICHTER UND DIE FLIEGE – ODER: WIE 14 ÜBERSETZERINNEN EINE GANZ GEWÖHNLICHE STUBENFLIEGE VON NORWEGEN NACH DEUTSCHLAND BRACHTEN

Wie jedes Jahr fand auch 2022 im Nordkolleg Rendsburg Ende Oktober, Anfang November eine „Skandinavische Übersetzerwerkstatt“ statt, wie immer unter der Leitung von Christel Hildebrandt, dieses Mal mit 14 Teilnehmerinnen. Dazu gesellten sich noch die Referentinnen Gabriele Haefs und Nora Pröfrock.

Im Fokus standen dieses Mal historische literarische Texte, genauer ein Auszug aus einem Theaterstück von Amalie Skram (1846–1905), *Agnete*, und eine Kurzgeschichte von Knut Hamsun (1859–1952), *Eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe*.

Warum Knut Hamsun? Ein Hauptargument dafür war, dass die Rechte an seinen Werken 2023, 70 Jahre nach seinem Tod, frei werden, das heißt, jede darf ihn übersetzen. Und so bietet sich gerade jungen Übersetzerinnen die Möglichkeit, in dem umfangreichen Werk dieses Dichters nach passenden Texten zu suchen, um ihr Können zu beweisen. Hinzu kommt, dass der Name Knut Hamsun so bekannt ist, dass eine Begründung dafür, sich mit seinem Werk zu befassen, eigentlich nicht mehr nötig ist, zumindest nicht in Verlagskreisen.

Die Teilnehmerinnen, eine bunt gemischte Gruppe aus Studentinnen und Frauen, die bereits Erfahrung mit dem Übersetzen aus dem Norwegischen gemacht haben, fertigten vorab eine Probeübersetzung an. Im viertägigen Seminar wurde diese in Kleingruppen geschliffen und dann zur von allen autorisierten Fassung zusammengefügt. Ein nicht immer einfacher Prozess. Zum einen musste geklärt werden, was allgemein bei einem historischen Text zu beachten ist, wie gehen wir mit ihm um, wo ist die Balance zwischen Ehrfurcht und dem Wagemut, ihn ins heutige Deutsch zu bringen.

Hinzu kamen ganz simple Probleme: Hamsun spricht von einer „lampekuppel“, viele übersetzten das zunächst als „Lampenschirm“. Aber gab es damals schon Lampenschirme, wenn ja, aus welchem Material, und um was für eine Art von Lampe handelt es sich hier eigentlich bei dem Objekt, auf dem die Fliege sich niederlässt? Wir einigten uns auf „Lampenkuppel“ und überlassen es so der Phantasie der LeserInnen, ob es sich um eine Schreibtischlampe oder eine Deckenleuchte handelt. Und das mit gutem Gewissen, da es für den Fortlauf der Handlung nicht wichtig ist.

Zum Seminar gehört auch immer die Vorstellung der geleisteten Arbeit, und so wurde am letzten Abend der Text dann vor einem Publikum präsentiert. Spätestens in diesem Moment waren sich alle einig: Die Übersetzung ist gelungen, der alte Text hat einen neuen Schliff bekommen, gleichzeitig ist aber zu erkennen, dass es sich um einen historischen Text handelt, auch wenn er in einer damals sehr modernen Sprache geschrieben wurde. Und er ist es immer noch wert, übersetzt und gelesen zu werden – zu einer ernsthaften Interpretation sind wir leider nicht mehr gekommen, die überlassen wir euch.

Urteilt selbst!

CHRISTEL HILDEBRANDT, geboren 1952 in Lauenburg/Elbe, übersetzt seit 1988 hauptberuflich aus den skandinavischen Sprachen vom Kinderbuch übers Theaterstück bis zum Krimi und gibt gern ihr Wissen, sowohl was das Übersetzen als auch die verzwickte Welt der Verlage betrifft, an junge KollegInnen weiter.

EINE GANZ GEWÖHNLICHE FLIEGE MITTLERER GRÖSSE

Unsere Bekanntschaft begann, als sie eines Tages durch mein offenes Fenster hereingeflogen kam und anfang um meinen Kopf herumzutanzen, während ich dasaß und schrieb. Offenbar fühlte sie sich von dem Spiritus in meinem Haar angezogen. Wieder und wieder schlug ich nach ihr, aber das kümmerte sie nicht. Da griff ich zur Papierschere.

Ich habe diese wunderschöne große Papierschere, die ich auch als Pfeifenreiniger und Feuerzange benutze, mit ihr schlage ich sogar Nägel in die Wände; in meiner geübten Hand ist sie eine fürchterliche Waffe. Ich schwang sie einige Male durch die Luft und die Fliege flog fort.

Doch kurz darauf kam sie zurück und begann den Tanz von Neuem. Ich stand auf und rückte mit dem Tisch zur Tür. Die Fliege folgte mir. Na warte, dir werde ich es zeigen, dachte ich und so ging ich auf leisen Sohlen und wusch mir den Spiritus aus dem Haar. Das half. Die Fliege setzte sich ziemlich kleinlaut auf die Glaskuppel meiner Tischlampe und rührte sich nicht.

Dies ging eine ganze Weile gut, ich arbeitete weiter und schaffte eine ganze Menge. Aber auf die Dauer wurde es ein bisschen eintönig, jedes Mal die Fliege zu sehen, wenn ich den Blick hob. Ich betrachtete sie, es war eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe, gut gebaut, mit grauen Flügeln. „Rühr dich doch mal“, sagte ich. Sie rührte sich nicht. „Weg“, sagte ich und wedelte mit der Hand. Da flog sie auf, drehte eine Runde im Zimmer und kam zurück zur Lampe. An dieser Stelle beginnt unsere eigentliche Bekanntschaft. Ihre Beharrlichkeit flößte mir Respekt ein; was sie wollte, das wollte sie; ihr Ausdruck rührte mich, sie neigte den Kopf zur Seite und sah mich betrübt an. Unser Verständnis füreinander wuchs, sie begriff, dass ich etwas für sie übrig hatte und richtete sich danach, sie wurde freier und freier in ihrem Verhalten. Schon am Nachmittag, als ich hinausgehen wollte, flog sie vor mir her zur Tür und versuchte mich daran zu hindern. Am nächsten Tag war ich zu einer rechtschaffenen Zeit wach. Gerade als ich vom Frühstück hineingehen wollte, um die Arbeit zu beginnen, traf ich die Fliege in der Tür. Ich nickte ihr zu. Sie summte einige Male in der Stube herum und ließ sich auf meinem Stuhl nieder. Ich hatte ihr den Platz nicht angeboten und benötigte ihn selbst. „Weg“, sagte ich. Sie erhob sich ein paar Zoll in die Luft und ließ sich wieder auf dem Stuhl nieder. Da sagte ich: „Jetzt setze ich mich.“ Und ich setzte mich. Die Fliege flog auf und nahm auf meinem Papier Platz. „Weg“, sagte ich. Keine Antwort. Ich pustete sie an, sie duckte sich und wollte nicht weg. „Nein, ohne gegenseitige Achtung geht das auf Dauer nicht gut“, sagte ich. Sie hörte mir zu und wägte ab, aber beschloss dennoch, sitzen zu bleiben. Da schwang ich erneut die Papierschere; das Fenster war offen, ich hatte das nicht bedacht und die Fliege flog hinaus.

Ein paar Stunden war sie draußen. Ich ging unterdessen auf und ab und bereute, dass ich selbst sie herausgelassen hatte. Wo war sie nun? Es könnte ihr wer weiß was zustoßen! Schließlich setzte ich mich und wollte wieder zu arbeiten beginnen, doch ich war voller dunkler Vorahnungen.

Da kam die Fliege zurück. Nun hatte sie etwas Ekliges an einem Hinterbein. „Du bist draußen im Dreck gewesen, du Ferkel“, sagte ich. „Pfui!“ Aber ich war dennoch froh, dass sie zurückgekehrt war und schloss sorgfältig das Fenster. „Wo treibst du dich nur herum!“, rief ich. Da sah sie aus, als würde sie sich köstlich amüsieren und ätsch zu mir sagen, weil sie sich herumgetrieben hatte. Noch nie hatte ich eine Fliege gesehen, die sich dermaßen amüsierte, ihre Laune steckte mich an, ich sagte auch ätsch und lachte herzlich. „Haha, hat man je so eine freche Fliege gesehen!“, kicherte ich. „Komm her, damit ich dich kitzeln kann, du Schelm!“

Am Abend versuchte sie ihr altes Spiel und wollte mir den Weg zur Tür versperren. Ich nahm Haltung an und machte von meiner Autorität Gebrauch. Schön und gut, dass sie mich gern hatte; aber sie vermochte mich nicht jeden Abend zu Hause zu halten. Und ich drängte mich mit aller Macht an ihr vorbei. Ich hörte, wie sie drinnen tobte und rief ihr zu: „Nun kannst du selbst sehen, wie schön es ist, alleine zu sein. Auf Wiedersehen. Jetzt kannst du mal hier sitzen.“

Die nächsten Tage stellte die kleine Mistfliege meine Geduld arg auf die Probe. Wenn Leute zu mir kamen, wurde sie eifersüchtig und trieb sie mit ihrer Aufdringlichkeit zur Tür hinaus.



Osias Beert d. Ä. (1580–1623): Stilleben mit Kirschen und Erdbeeren in Porzellanschüsseln (1608).

Wenn ich ihr hinterher ihr Benehmen vorwarf und ihr an den Kragen wollte, flog sie halsbrecherisch vom Boden bis zur Decke und blieb dort sitzen, dass mir ganz schwindelig wurde. „Du fällst noch runter!“, schrie ich ihr zu. Doch meine Warnungen fanden kein Gehör. „Na bitteschön, dann bleib doch da sitzen“, sagte ich und kehrte ihr den Rücken zu. Da kam sie wieder herunter. Na also, das klappte immer, sobald ich keine Notiz mehr von ihr nahm, sauste sie an meiner Nase vorbei und plumpste auf mein Manuskript. Dort spazierte sie herum, als hätte ich keine Papierschere im Haus. Versuch es weiter im Guten, dachte ich. Und sagte versöhnlich: „Bleib da weg, du beschmierst dich ja mit Tinte; ich will doch nur dein Bestes.“ Doch meine Worte stießen bei ihr auf taube Ohren. „Habe ich nicht gesagt, dass du nicht dort herumlaufen sollst!“, wiederholte ich; „das ist grobes Konzeptpapier, da kannst du dir Splitter eintreten.“ Aber nein, sie schien davor keine Angst zu haben. „Hat man je sowas Stures erlebt!“, rief ich aufgebracht; „ist das Papier nicht rau?“ Nein, es schien ihr keine Spur rau zu sein. „Dann fahr doch zur Hölle“, sagte ich, „ich nehme ein anderes Blatt.“ Aber als ich ein anderes Blatt nahm, da flog sie weg.

Es vergingen Tage und Wochen. Wir gewöhnten uns aneinander, arbeiteten zusammen an verschiedenen Blättern, teilten Freud und Leid. Ihre Launen waren zahllos, doch ich ertrug sie alle. Sie hatte mir ausdrücklich ihre Abneigung gegen Zugluft zu verstehen gegeben, also hielt ich ihretwegen Fenster und Türen fest verschlossen. Nichtsdestotrotz fiel es ihr oft ein, sich von der Decke gegen die Fensterscheibe zu stürzen, um diese zu zerbrechen. „Wenn du draußen etwas zu erledigen hast, dann flieg hier hinaus.“ Ich öffnete ihr die Tür. Doch es sah nicht so aus, als wolle sie hinaus. „Willst du oder willst du nicht raus“, fragte ich. „Eins, zwei, drei.“ Keine Antwort. Da knallte ich wütend die Tür zu.

Bald schon sollte ich meinen Jähzorn bereuen.

Eines Tages war die Fliege fort. Sie hatte das Dienstmädchen abgepasst, als es morgens ins Zimmer kam, und war durch die Tür entwischt. Mir dämmerte, dass dies ihre Rache war und ich grübelte lange darüber nach, was ich tun sollte. Da ging ich hinaus in den Hof und rief, sie könne meinetwegen gerne wegbleiben, ich würde sie sicher nicht vermissen. Es brachte nichts, sie ließ sich nicht anlocken und ich vermisste die Fliege doch. Ich öffnete alles im Haus, was sich öffnen ließ, und legte mein Manuskript ans Fenster, wo es Wind und Wetter ausgesetzt war; damit sie sehen konnte, dass mir für sie nichts zu schade war. Ich fragte die Wirtin nach der Fliege, schmierte wieder eine Menge Spiritus ins Haar und lockte sie und nannte sie meine beste Freundin und adelte sie zu meiner Hoffliege, um ihr zu schmeicheln – doch alles vergebens.

Schließlich kam sie am Vormittag des nächsten Tages zurück. Sie kam nicht alleine, sie hatte einen Liebhaber von der Straße im Schlepptau. In meiner Wiedersehensfreude ließ ich alles durchgehen und ertrug sogar eine Zeitlang ihren Gefährten. Doch genug ist genug, es gibt gewisse Grenzen. Zunächst warfen sie sich gegenseitig Blicke zu und rieben ihre Beine aneinander. Plötzlich stürzte sich der Liebhaber auf eine Weise auf sie, die mir die Schamesröte ins Gesicht trieb. „Was treibt ihr da in aller Öffentlichkeit!“, tadelte ich sie. „He, man muss nicht groß sein, um zu provozieren!“ Das beleidigte sie, sie warf den Kopf zurück und gab mir deutlich zu verstehen, dass ich wohl eifersüchtig sei. „Ich und eifersüchtig!“, schnaubte ich. „Eifersüchtig auf den da! Also nein, weißt du was!“ Aber sie warf erneut den Kopf zurück und wiederholte sich. Da stand ich auf und äußerte folgende Worte: „Mit dir will ich mich nicht zanken, das widerstrebt meinem ritterlichen Ehrgefühl; aber schick mir gerne deinen elendigen Liebhaber, mit ihm fechte ich das aus.“ Und ich ergriff die Papierschere.

Nun begannen sie, mich zu verspotten. Sie saßen an der Tischkante und schüttelten sich vor Lachen und es schien, als würden sie sagen: „Haha, hast du keine größere Papierschere, eine etwas größere Papierschere!“ „Ich werde euch zeigen, dass es nicht auf die Waffe ankommt“, antwortete ich; „ich werde mit einem läppischen Lineal in der Hand gegen den Kerl angehen.“ Und ich schwang das Lineal. Sie lachten noch mehr und zeigten mir ihre Geringschätzung auf die deutlichste Weise. „Wagt es nicht wieder anzufangen!“, drohte ich. Aber sie beachtetten mich nicht, der Augenblick erschien ihnen nicht schicksalsträchtig genug, sie näherten sich mit schamlosem Gelächter und wollten sich wieder umarmen. „Das werdet ihr nicht tun!“, schrie ich den beiden zu. Doch sie taten es. Da war meine Geduld am Ende. Ich hob das Lineal und ließ es wie einen Blitz hinabsausen. Ein Knirschen, ein kurzes Zucken, mein wohl gerichteter Schlag hatte sie beide leblos zu Boden sinken lassen.

So endete diese Bekanntschaft ...

Sie war nur eine kleine gewöhnliche Fliege mit grauen Flügeln. Und nichts weiter. Aber sie verschaffte mir viele Male eine vergnügliche Zeit, solange sie lebte.

Aus dem Norwegischen übersetzt von Lea Beck, Meta Bosch, Vivian Busch, Patricia Husmann, Anna-Saida Jensen, Ruth Sarah Krupke, Marina Niehoff, Gertrud Pigor, Stefanie Schenke, Nina Sternitzke, Julia Strack, Danielle Styron, Ramona Weber, Anastassia Zaltsberg, unter der Leitung von Christel Hildebrandt.



Kitagawa Utamaro (1753–1806): Bilderbuch ausgewählter Insekten (Holzschnitt, Vielfarbendruck, 1788).

Levi Henriksen

HARTE ARBEIT

aus dem Norwegischen übertragen von Gabriele Haefs

„Harte Arbeit“, sagte mein Vater immer, „harte Arbeit hat mich dahin gebracht, wo ich bin.“

In letzter Zeit habe ich viel darüber nachgedacht, nicht zuletzt darüber, wo „dahin“ überhaupt war.

Mein Zwillingbruder und ich schliefen noch mit sechzehn in Etagenbetten im selben Zimmer, und obwohl unsere Kleider für uns neu waren, kamen sie nicht immer direkt aus dem Laden. Unser Haus hatte Papa selbst gebaut, und es gab nichts, was er nicht reparieren konnte. Dolly Parton singt ein Lied namens *Coat of many colors*, in dem eine Mutter für ihre Tochter eine Jacke aus verschiedenen Stoffstücken zusammennäht. So waren auch die Autos, die mein Vater fuhr. Noch heute finde ich nichts schlimmer als den Geruch neuer Autos.

Ich hole meine neuen Schuhe hervor und fange an, sie wieder zu putzen, nur, um etwas zu tun zu haben. Warten konnte ich noch nie, und schon gar nicht auf so etwas. An der Wand neben mir hängt ein Bild einer Mutter und eines Vaters. Meine Eltern waren vielleicht einzeln nicht gerade bildschön, aber zusammen strahlten sie eine unverfälschte Freude aus, wie ich sie noch bei keinem Filmstarpaar erlebt habe. Wenn ich jetzt Bilder von uns vieren ansehe, scheint es immer Sommer gewesen zu sein, immer hatten wir Ferien, auch wenn die Winter in Skogli mir früher lang wie Hundejahre vorkamen und wir selten anderswo hinfuhren als jenseits des Tales, um dort im Zelt zu übernachten. Ich glaube, diese Ausstrahlung meiner Eltern hat meinen Bruder vielleicht dazu gebracht, Fotograf zu werden. Er ist jetzt einer der führenden Portraitfotografen hierzulande, und er hat sich auf Gesichter mit Patina spezialisiert. Ich staune immer wieder darüber, wie populär diese Art von Fotografien bei den Reichen und Erfolgreichen ist.

Samuel sagt gern, dass er Norwegen dort sucht, wo Norwegen ist, und wenn ich mit ihm bei der Arbeit war, ist er immer fast wie ein Journalist vorgegangen. Sowie wir irgendwo ankommen, erkundigt er sich im Laden oder der Tankstelle danach, was für Leute hier im Ort wohnen. Und das wirkt immer. Bereitwillig wird ihm erzählt von ihm oder ihr im Haus an der Kurve, hinter dem Bahnhof oder bei der Brücke. Samuel nickt dann eifrig und schreibt die Namen in sein Notizbuch, fast immer mit wohlmeinender Zusatzinformation von der Sorte: „Aber geh ja nicht zu dem roten, baufälligen Haus oben am Hang, mach da einen großen Bogen drum.“ Dort fängt Samuel dann an, und oft spricht er auch in anderen Häusern im Dorf vor.

Ich selbst habe mir keine künstlerische Laufbahn ausgesucht, aber auch nach 32 Jahren auf dem Bau kann ich mich kaum an einen einzigen Tag erinnern, an dem ich mich nicht auf die Arbeit gefreut habe. Übrigens, in gewisser Weise bringe ich ja auch Kunstwerke hervor, man kann sie zwar nicht an die Wand hängen, aber ich helfe, etwas zu bauen, in dem du wohnen kannst.

Wie die meisten eineiigen Zwillinge haben Samuel und ich auch in Dingen große Ähnlichkeit miteinander, die nichts mit dem Aussehen zu tun haben. Ich habe mir mehrmals neue Kleider gekauft, und dann traf ich meinen Bruder, der fast genauso angezogen war. Oder einer von uns hat eine neue Band entdeckt und kann es gar nicht erwarten, sie dem anderen vorzuspielen, nur um festzustellen, dass der sich genau dieselbe Schallplatte zugelegt hat.

Und wir haben immer Gebrauchtwagen vorgezogen, obgleich seine Karren im Laufe der Jahre oft ebenso viel gekostet haben wie die Hütte, die ich mir niemals leisten konnte. Was dagegen Frauen und Beziehungen angeht, da ähneln wir uns nicht so sehr. Samuel stürzt sich in alles hinein. So war er immer schon. Wenn wir als Kind baden waren, war er meistens schon über den halben See geschwommen, ehe ich mich überhaupt dazu ermannen konnte, den großen Zeh ins Wasser zu tauchen. Ich weiß nicht, ob seine Impulsivität mit seiner künstlerischen Veranlagung zusammenhängt, aber im Laufe der Jahre hatte er eine Reihe von Beziehungen, und die allermeisten waren nicht besonders glücklich, sie haben jedenfalls kein glückliches Ende genommen.

Nach seiner zweiten Scheidung haben wir uns betrunken und alle Kleider der Ex in die Glomma geworfen. Danach hat er versucht, das mit dem Alkohol etwas gelassener anzugehen, und als wir zuletzt aus waren, hat er erzählt, dass er endlich mit Trinken aufgehört habe, dann bestellte er für mich ein Bier. Als wir vorige Woche telefoniert haben, sagte er, ihm sei endlich die Richtige begegnet, forever and ever, amen, sozusagen. Er versprach, diesmal mit Eile zu wiefen. Es kann möglich sein, mit jemandem zusammenzusein, ohne dass nach wenigen Monaten schon zwei Namen neben der Klingel stehen müssen.

Neben meiner Klingel sind keine Namen ausgetauscht worden, es sind aber drei dazugekommen, seit Renate und ich vor siebenundzwanzig Jahren zusammengezogen sind. Die Namen stehen dort noch, auch wenn die Mädchen zum Studium weggegangen sind. Diese Langsamkeit liegt sicher in der Familie. Das Türschild an meinem Elternhaus wurde auch nicht aktualisiert, nachdem Samuel und ich im vorigen Jahrtausend ausgezogen sind. Das ist vielleicht eher traurig als schön. Ein bisschen, wie durch stillgelegte U-Bahnstationen zu fahren, wo nur noch der Name zu sehen ist. Aber in letzter Zeit war so viel los. Der Alltag kam mir immer steiler vor, und alles fing mit einer Nachricht an, von der ich in meiner Naivität glaubte, sie werde niemals für das Leben von Renate und mir von irgendwelcher Relevanz sein. Mit treten die Tränen in die Augen, wenn ich an dieses schwere Gespräch denke, und daran, wie ich in den folgenden Wochen kaum gewagt habe, ihren Blick zu erwidern, aus Angst, darin Resignation zu finden. Und Anzeichen eines kurz bevorstehenden Aufbruchs.

Bei diesem Gedanken muss ich tief Luft holen und mir mit der Hand über die Stirn fahren, als wäre es möglich, alle Sorgen wegzuwischen. Jetzt kann es aussehen, als wäre der Besuch von Beerdigungen zu meinem neuen Hobby geworden.

Zu Anfang des Sommers kam eine Nachricht von meinem besten Freund, der auf Tjøme eine Hütte restaurierte. Das Bild zeigte einen Gartentisch und ein taufrisches Bier. Wir schicken einander fast immer solche Bilder. Vor allem, wenn einer frei hat und weiß, dass der andere arbeitet. Ich wechselte gerade das Garagendach aus, und etwas später, als ich nach einer spöttischen Antwort suchte, rief mein Bruder an, er hatte meinen besten Freund in der Badewanne aufgefunden. Einen Monat darauf trug ich meinen Nachbarn aus der Kirche. Er war fünf Jahre jünger als ich und hatte es gerade noch geschafft, mit dem Auto von der Straße abzufahren, als auch sein Herz nicht mehr wollte. Bei meinem Vater geschah es nicht plötzlich, und er hatte seine Jahre gelebt. Dennoch machte dieser Todesfall mir am meisten zu schaffen.

William und Marie Hildonen hatten gerade noch ihren 55. Hochzeitstag feiern können, als es ihm plötzlich schlechter ging. Er lebte seit zehn Jahren mit Krebs, und vielleicht macht unser finnisches Blut uns zäh, denn immer wieder kam er auf die Beine. Dreimal war mir mitgeteilt worden, dass die Ärzte jetzt nichts mehr für ihn tun könnten. Am Ende wurde er vom Schlag getroffen, ich war gerade aufgebrochen, um einen ehemaligen Kollegen im Krankenhaus zu besuchen, als Mutter anrief und es erzählte.

Es war schwer, die beiden zusammen im Krankenhaus zu sehen, ihn, der nicht mehr sprechen, und sie, die es nicht lassen konnte.

„Harte Arbeit“, dachte ich, während er um Atem rang und sie seine Wange streichelte. Die Jahresringe auf seiner Stirn waren tief wie Pflugfurchen, und die Haut unter seinem Kinn war schlaff und unelastisch. Ich musste immer wieder an den Anfang der beiden denken. Die Tanzveranstaltungen im Vinger Hotell. Die beiden auf dem Weg durch die Nacht, in einem seiner schäbigen Autos. Ihre kleine Hand in seiner großen Pranke. Die beiden, die lachten. Die beiden, die im Radio die aktuelle Hitparade hörten. Die beiden, die zusammen ins Kino gingen. Die beiden, die jung waren.

„Harte Arbeit“, dachte ich, als sie seine Lippen und seinen Mund anfeuchtete. Den Mund, der keine Wörter mehr enthielt. Mein Vater, der fast die Toten aus dem Grab hatte herausreden können. Schlechtes Bild, aber mein Vater hatte eine erstaunliche Begabung dafür besessen, Menschen durch Zureden lebendig werden zu lassen. Männer seiner Generation in Skogli sprachen über Gefühle bestenfalls, mit Betonung auf b e s t e n, zwischen den Zeilen. William Hildonen dagegen war Samuel und mir mehr als einmal peinlich gewesen, wenn er vor Ohren unserer Kumpels seine Liebe zu uns herausposaunte. Ich glaube, er verlangte noch Gute-Nacht-Küsse, als

wir schon kurz vor dem Abitur standen. Und nie konnte er seine Automechanikerhände von Mutter abhalten. Die Ölflecken, die sie ab und zu im Gesicht und auf der Bluse hatte, kamen nicht daher, dass sie selbst an Autos herumbastelte. Den größten Eindruck machte es zu sehen, wie die Männer aus dem Dorf Vater in der Werkstatt besuchten. Es ging dabei bei weitem nicht nur um Vorderradaufhängung und Verteiler. Mehrmals sah ich Männer in seinem Alter heranschlurfen, als wären sie auf dem Weg zum Arzt, um sich eine schwerwiegende Diagnose abzuholen, um dann eine Stunde später wegzugehen, als wären sie geheilt worden. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, dann meinte er das vielleicht, wenn er sagte, harte Arbeit habe ihn dahingebbracht, wo er war. Mein Vater war reich auf arme Weise.

Mit der harten Arbeit ging es weiter, bis er seinen letzten Atemzug tat, und ich dachte, was Männer und Frauen in dieser Situation vor mir gedacht haben: „Warum ist es so verdammt schwer zu sterben?“ Als es zu Ende ging, waren Samuel und ich zusammen mit Mama dabei. Meine Kinder hatten es nicht mehr geschafft, und Renate sagte, sie wolle ihren Schwiegervater lieber so in Erinnerung behalten, wie er gewesen war. Sie hat noch nie gern jemanden im Krankenhaus besucht.

Als wir Abschied nahmen, hielten Samuel und ich Vaters Hände, während Mutter seine Wange streichelte. Ich weiß nicht mehr alles, was mein Bruder gesagt hat, aber es lief darauf hinaus, dass er Vater danke, weil der ihn gelehrt hatte, Menschen so zu sehen, wie sie sind. Ich selbst musste all meine Willenskraft zusammenraffen, um überhaupt irgendetwas sagen zu können, aber ich versprach, beim Autofahren weiter so zu sitzen wie er. So weit zur Tür hin gelehnt, dass es aussieht, als ob ich jeden Moment hinausfallen könnte. Kein umwerfendes Abschiedswort, aber beim Fahren so zu sitzen war ungefähr das letzte, was mein Vater noch tat, als der Krebs ihm das Arbeiten unmöglich gemacht hatte. Noch auf seiner letzten Fahrt saß er so, als wären g-Kräfte etwas für Weicheier.

Als ich aus dem Krankenhaus zurückkam, sagte ich zu Renate, ein bisschen im Scherz, mehr aber im Ernst, dass ich in meiner Proviantdose begraben werden wollte. Renate wurde böse, bezeichnete mich als morbide und sagte, so über den Tod zu reden, bringe Unglück. Ich nannte sie abergläubisch, und ich kann noch immer nicht begreifen, was an der Sache mit der Proviantdose so morbide gewesen sein soll. Für andere Leute ist die nur Schrott, aber wenige Dinge haben mir so viel Freude und Wärme geschenkt – j e d e n T a g. Die alte Blechdose habe ich, seit ich mit der Arbeit angefangen habe. Deshalb will ich eingäschert und darin begraben werden, wenn meine Stunde gekommen ist.

Ich werfe einen Blick auf die Uhr. Noch immer eine halbe Stunde, bis mein Bruder mich holen kommt. Ich trete hinaus in den Gang und überprüfe in dem großen Spiegel meinen Schlips. Es ist ungewohnt, dass Renate nicht bei mir ist, um meine Kleidung für gut zu befinden. Es ist seltsam, wie ein Haus, das so voller Leben war, plötzlich ungewohnt wirken kann. Keine Schuhe liegen vor der Wand im Gang, keine Jacken liegen auf einem Haufen um den Garderobenständer. Mein Telefonladekabel wickelt sich wie eine Liane um meine Beine. Mehrmals in den letzten Monaten habe ich mich dabei ertappt, im ganzen Haus Jacken herumliegen zu lassen oder Teller und Gläser nach Gebrauch nicht in die Spülmaschine zu stellen, um das Gefühl zu haben, mich nützlich zu machen, auch wenn ich nur hinter mir selbst herräume.

Der Gehirnschlag kam ohne Vorwarnung, und ja, ich vermeide das Wort Gehirnblutung. Das wirkt so ernst. Einen Schlag können alle bekommen, eine Blutung ist etwas für Kranke. Jedenfalls, ich stand gerade noch an der Anrichte und machte mir ein Brot, gleich darauf lag ich auf dem Boden. Der Rettungswagen war bald da, die Leute stellen mir allerlei Fragen, und gegen meinen Willen legten sie mich auf eine Trage und brachten mich ins Krankenhaus. Ich kam rasch wieder auf die Beine, aber seither quäle ich mich mit Kopfschmerzen herum. Die Feinmotorik ist ebenfalls reduziert, aber das behindert mich im Grunde nicht besonders, nur brauche ich länger für das, was ich tun muss. Eine andere Sichtweise ist, dass ich jetzt gründlicher bin, und dass ich nicht dieselbe Arbeit zweimal machen muss, weil ich es so eilig hatte. Ein gutes Argument dem Arbeitgeber gegenüber, dachte ich, aber was ich auch sagte, meine Worte trafen auf taube Ohren. Mit mir ist es ein bisschen wie mit den Autos, die mein Vater immer gefahren hat, kaum fing er an, das eine zu reparieren, ging etwas anderes in Stücke. Verschleißerscheinungen in Nacken und Rücken spüre ich schon lange, aber die haben mich noch nie daran gehindert, die gleiche

Arbeit zu tun wie Leute, die nur halb so alt sind wie ich. In den meisten Menschen liegt etwas, das sie dazu bringt, Extrakräfte zu mobilisieren, damit sie das weiter machen können, was sie gern machen. Eisenbinder war für mich nie nur ein Job, es war ein Lebensstil. Als ich klein war, träumte ich davon, Cowboy zu werden, und in gewisser Weise bin ich das auch geworden. Aber statt am frühen Morgen fröstelnd um ein Lagerfeuer herumzustehen, eine Tasse zähen schwarzen Kaffees nach dem anderen zu leeren und darauf zu warten, dass das Brenneisen heiß genug wird, um die Rinder zu kennzeichnen, beginne ich den Arbeitstag damit, mir in der Küche Zeit zu lassen. Kaffee zu kochen und meine Butterbrote in die Proviantdose zu legen. Als Erster aufzusein in einem Haus, in dem alle schlafen, ehe der Rest der Welt aktiv wird, reicht für mich vielleicht als nächstes an einen Glauben heran. Ich meine, mir ist schon klar, dass auch in der Bibel allerhand kluge Sprüche stehen, auch wenn ich sie kaum aufgeschlagen habe. Das war eigentlich nie nötig. Jeden Tag im Morgengrauen aufzustehen hat dazu geführt, dass ich im Laufe eines langen Arbeitslebens mehr Morgenandachten mitbekommen habe, als die meisten, die jeden Sonntag in der Vinger-Kirche den Kopf senken.

Das Knirschen im Schnee, wenn ich über den Hofplatz zur Garage gehe, der Kies, der im Sommer unten gegen den Wagen schlägt, der Regen auf der Windschutzscheibe im Herbst, das war die Tonspur meines Lebens, so lange ich mich zurückerinnern kann. Das frischgefilterte Licht durch Bäume, die im Frühling noch keine Blätter bekommen haben, die Schneewolken, die sich Mitte Dezember über den Hügeln zusammenballen, und die Luft, die Mitte Juli über dem Asphalt zittert, das sind die Farben, in denen meine Tage bemalt waren. Zugleich war das Beste auf der Fahrt zur Arbeit immer das Wissen, dass ich zu meinen Mädels nach Hause kommen würde. Es ist möglich, dass Menschen, die zu Hause arbeiten, das genauso sehen, aber jeden Tag – zumindest, als meine Töchter noch klein waren - hatte ich das Gefühl, es mir zu verdienen, dass ich nach Hause kommen und jemandes Vater sein durfte, jemandes Ehemann. Als ich das einmal Renate erzählte, nannte sie mich reaktionär und fragte, ob die fünfziger Jahre angerufen und gefragt hätten, ob sie einen ihrer besten Männer zurückhaben könnten. Ich lachte und nahm es als Scherz, und so war es wohl auch weitgehend gemeint, aber ganz im Ernst: Die besten Augenblicke sind die, für die du wirklich gearbeitet hast. Nur wenige Dinge in meinem Leben könnten sich mit dem Gefühl messen, am Freitagnachmittag müde geschuftet nach Hause zu kommen, von meinen Töchtern überfallen zu werden und zu spüren, dass ich, und sonst niemand, das Gewicht meines eigenen Lebens trage.

Jetzt bin ich zum Spielball im Sozialsystem geworden. Bekomme Arbeitsfähigkeits-Prüfungsgeld (was für ein Wort) und gehe zweimal pro Woche zur Krankengymnastik. Ich verfügte über solide Berufserfahrung und dachte, ich könnte mich vielleicht nützlich machen als Zwischenglied zwischen Lehrlingen und Arbeitgebern, aber nein, wenn man nicht hundert Prozent ist, ist man im Grunde ein Nichts. Nach 32 Jahren mit Eisen und Beton ist meine Erfahrung rein gar nichts wert.

In den ersten Wochen, nachdem ich erfahren hatte, dass ich nicht an meinen Arbeitsplatz zurückkehren könnte, stand ich wie immer morgens auf. Kochte Kaffee, schmierte Brote, hörte die Morgenandacht und ging aus dem Haus und zum Auto, wenn Renates Wecker klingelte. Dann fuhr ich nach Kongsvinger und suchte mir einen Arbeitsplatz, wo ich zusehen konnte, wie Gebäude in die Höhe wuchsen. Aber ich machte einen großen Bogen um meine alte Firma, brachte es nicht über mich, Kontakt zu meinen alten Kollegen aufzunehmen, denn ich hatte keine Ahnung, was ich sagen sollte. War ganz sicher, dass ich in ihren Augen etwas sehen würde, das Mitleid ähnelte, und wenn ich etwas niemals ertragen habe, dann das. Am schlimmsten war aber dennoch die Furcht, allein zu bleiben. Alle die halbgedachten Gedanken. Das schlechte Gewissen über alles, was ich versprochen, aber nicht gehalten hatte. Die Reisen, die wir nicht gemacht hatten. Die unvollendeten Projekte auf unserem Grundstück. Alles, was ich aufgeschoben hatte, aus einer Vorstellung heraus, dass es besser ist, im Jetzt zu leben. Das, was für sie das Allerwichtigste war, habe ich einfach weggeredet. Ich wurde überfallen von dem Gefühl, nur halb zu sein, ein Haus, in dem niemand mehr wohnte, nur eine Hülse. Deshalb ging ich weiterhin morgens zur Arbeit, oder brach jedenfalls zur selben Zeit auf wie damals, als ich noch eine Arbeit

hatte. Die Arbeit hat mir das Gefühl gegeben, etwas zu meistern, etwas beizutragen. Helm und Warnweste anzuziehen war wie dann, wenn ein Fußballspieler sich die Schuhe schnürt und das Trikot über den Kopf streift. Nach dem letzten Spiel wurde mein Herz erfüllt von einer Garde-robenleere, die viele im Alkohol zu ertränken versuchen. Zum Glück habe ich das bisher vermeiden können, auch wenn dieses Haus mir ab und zu wie ein Mausoleum vorkommt. Ich lebe nun in den kleinen Dingen, und in der vergangenen Woche musste ich sogar meine Proviantdose löten. Der Boden war so rostig, dass die Brote das Tageslicht erblickten. Und da dachte ich an meinen Vater. Es war etwas an dem harschen Geruch des Lötfettes, das ihn wieder lebendig machte.

Draußen höre ich die Hupe von Samuels Cadillac. Ich ziehe vor dem Spiegel das Sakko an und nehme meine frischrestaurierte Proviantdose mit.

„Wirklich?“, fragt mein Bruder und zeigt auf das, was ich in der Hand halte, als ich einsteige.

„Wirklich“, sage ich und dann fahren wir schweigend los. Wir haben noch nie miteinander reden müssen, um zu verstehen, was der andere meint, und so, wie seine Fingerknöchel beim Griff um das Lenkrad weiß werden, weiß ich, dass dieser Tag ihm genauso zu schaffen macht wie mir. Vor der Vinger-Kirche bleiben wir noch eine Weile im Auto sitzen, und ich weiß, ich wünschte, wir rauchten beide. Auf der Treppe muss ich ihn als Krücke nehmen. Mein Herz hämmert dermaßen, dass ich nur keuchend um Atem ringen kann. Ich weiß nicht, wann ich zuletzt durch diese Tür gegangen bin, ohne dass Renate an meiner Seite war, und wie oft ich im vergangenen Jahr in einer der ersten Reihen gesessen habe, während der Handwerker in mir es nicht lassen konnte, seine Beobachtungen anzustellen. Ich habe gezählt, wie viele Glühbirnen im Kronleuchter ausgewechselt werden müssten, und dass die Altarbank dringend einen neuen Anstrich braucht. Zuletzt habe ich noch registriert, dass der Boden ganz vorn schwankt, wenn jemand kommt. Ich nicke Samuel zu, und wir gehen an unsere Plätze. In der nächsten halben Stunde habe ich das Gefühl, jedes einzelne Sandkorn im Stundenglas zählen zu können, und ich brauche Hilfe beim Aufstehen, als die Kirchenglocken zu läuten beginnen.

„Endlich“, sagt Samuel, als sich die Türen öffnen. „Das muss die längste Verlobung aller Zeiten gewesen sein.“

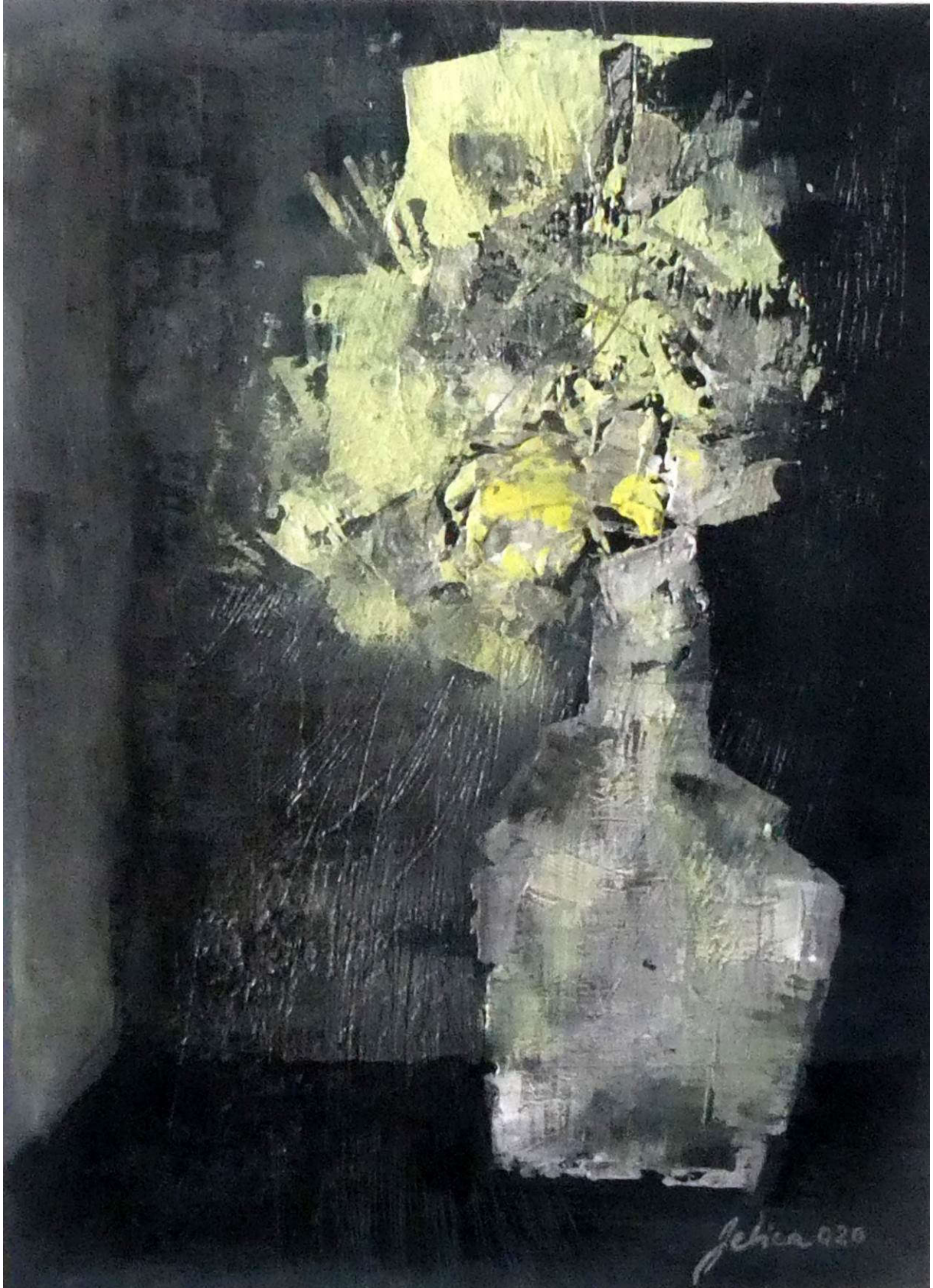
Ich kann nicht sofort antworten, sondern steche ihn mit der Proviantdose, die die Trauringe unserer Eltern enthält.

Meine vier Mädels kommen in einer Sturzwelle aus Tüll, Falten und Chiffon durch den Mittelgang.

„Es hat Zeit und harte Arbeit verlangt, dahin zu kommen, wo ich bin“, kann ich noch sagen, dann trete ich vor und mache eine galante Verbeugung vor meiner zukünftigen Ehefrau.

LEVI HENRIKSEN, geboren 1964, ist Autor, Journalist und Musiker. Sein Debütroman *Bleich wie der Schnee* (Droemer Knauer 2005) wurde von Norwegens Buchhändlerinnen und Buchhändlern zum Lieblingsbuch des Jahres gewählt. Mit seinen schrägen Kurzgeschichten zur Weihnachtszeit feiert er seit Jahren Triumphe. Soeben erschienen (Sept. 2023) ist der Roman *Zwölf Wörter für Oskar Maier*, Verlag Alfred Kröner.

Zu **GABRIELE HAEFS** siehe oben (S. 15).



Jelica Konttas: Stilleben (2022).

Jules Huret

UNTERSUCHUNG DER LITERARISCHEN ENTWICKLUNG:
LECONTE DE LISLE (Bibliothèque-Charpentier, 1891, S. 278–286)

aus dem Französischen übertragen von Sigune Schnabel

Den Anfang soll der Autor der *Poèmes Barbares* machen; es geht um den erhabenen Meister, der seit vielen Jahren die meisten Anhänger um sich geschart hat. Wenn „der Vater dort auf der Insel“ war, versammelte sich die dichtende Jugend mit Leidenschaft um den großen Parnassien. Seine Meinung zu den symbolistischen Versuchen wird sicherlich großen Einfluss auf die Gruppierungen am linken Seineufer und auf das gesamte literarische Europa haben.

64, Boulevard Saint-Michel, ein kleines Arbeitszimmer zur Straße hin; Bücherregale, einige Sitzgelegenheiten, ein Tisch mit Gedichtbänden, auf denen Brieföffner lagen. Jeder weiß, wie der Meister aussieht, kennt sein glattrasiertes Gesicht, sein langes, graues Haar und das in Schildpatt eingefasste Monokel an seinem rechten Auge. Heute trägt er eine rote venezianische Samtkappe auf dem Kopf, die sich wie eine Tiara aufrichtet.

„Was Sie mich fragen wollen“, sagte der Meister, „ist sehr heikel ... Ich kenne eine ganze Menge von diesen jungen Leuten, und ich möchte sie nicht verletzen. Es stimmt“, fügte er lachend hinzu, „ich habe ihnen schon oft die Meinung gesagt ... Meine Meinung ist übrigens ganz einfach: Da ich beim besten Willen nicht verstehe, wovon sie sprechen, noch was sie damit aussagen wollen, habe ich überhaupt keine Meinung dazu!“

„Aber ...“

„Was aber? Ja, ich denke, sie verschwenden ihre Zeit, ihre Jugend damit, Dinge zu erschaffen, die sie in einigen Jahren verbrennen. Es ist wirklich außergewöhnlich und es ist auch traurig, die ganze Sache! Ich sehe hier einige, die sehr gut sprechen, sehr klar und deutlich, wie Franzosen und vernünftige Menschen, doch sobald sie ihre Tinte auf dem Papier aufgetragen haben, ist es vorbei, verschwinden ihr Französisch, die Klarheit und der gesunde Menschenverstand! Es ist erstaunlich, wie sie sich verirren! Und diese Sprache! Hier, nehmen Sie einen Hut, werfen Sie Adverbien, Konjunktionen, Präpositionen, Substantive und Adjektive hinein. Ziehen Sie nach dem Zufallsprinzip und schreiben Sie drauflos: Schon haben Sie Symbolismus, Dekadenzdichtung, Instrumentalismus und all den Unsinn, der sich daraus ergibt. Sie lachen? Ich versichere Ihnen, ich meine es ernst; was sie tun, ist nichts anderes. Sie sind die ‚Verfechter des Deliriums‘, von denen Baudelaire spricht: ‚Werfen Sie ein paar Druckbuchstaben in die Luft‘, sagte er, ‚und sie werden als Verse aufs Papier fallen‘. Also! Die Symbolisten haben Baudelaire geglaubt, ha! Ha! Sie sind *Verfechter des Deliriums!*“

Einen Moment lang lachten wir. Ich schaute Leconte de Lisle an, dessen Monokel über die Haut glitt, wahrscheinlich feucht von der Hitze des Kamins und der Lebhaftigkeit des Gesprächs. Er lachte immer noch, und seine glatten Wangen röteten sich, die dünnen Lippen zitterten ein wenig, und sein Auge, das unter einer dichten Braue verborgen lag, leuchtete schelmisch auf.

„So viel also zum Werk“, sagte ich. „Aber was halten Sie von der symbolistischen Vers-technik?“

„Ich frage sie, warum sie auf das Wort ‚Vers‘ bestehen, wenn sie zwei reimlose Sätze mit fünfzehn Silben bilden? Es ist schlicht und einfach Prosa – und schlechte noch dazu, weil es optisch Verse sind! Hier, sehen Sie sich das an: Es ist das neuste Werk von Viellé-Griffin. Sehen Sie sich den Anfang an. Sind das Verse? Sie behaupten ja! Das ist unplausibel. Es wäre so einfach, schöne rhythmische Prosa zu schreiben, wo sie doch so viel gegen die Poesie haben! Im Ernst, der französische Vers lebt vom Gleichgewicht, er stirbt, wenn man daran rüttelt. Dass man den bekannten Alexandriner bricht, wie es einem gefällt, dass man sogar die Zäsur an einer anderen Stelle setzt, nun gut ... Ich kann es nicht verhindern! Aber soll er wenigstens seine äußere Harmonie bewahren! Banville hat geschrieben:

Im Grübeln ganz vertieft, so spann sie weiße Wolle.

Sehen Sie, die Harmonie ist immer noch großartig! Der Alexandriner ist sozusagen unverletzt.
Sie sagen mir auch: Corneille schrieb dreigliedrige Verse:

Und stets die Lieb, und stets das Leid, und stets der Tod.

Aber es ist kein dreigliedriger Vers! Die Zäsur bleibt, da es bei der sechsten Silbe eine Betonung gibt, und zwar bei *stets*!

Es ist wie mit dem Reim! Ohne so weit zu gehen wie Banville, der behauptet hat, der ganze Vers sei im Reim enthalten, glaube ich doch vernünftigerweise, dass der Reim dem französischen Vers die Daseinsberechtigung gibt, nicht wahr? Aber nein, sie schaffen ihn ganz ab! Sie sagen sich: Oh, oh, der reine Reim wurde missbraucht, wir werden ihn in seinem Elend verrecken lassen!

Und dann sprechen sie auch noch von Musik! Ach, gibt es denn nichts Unmusikalischeres als ihre Verse? Hat man je eine solche Kakophonie gehört? Einer von ihnen, übrigens ein charmanter junger Mann, Henri de Régnier, sehr gut erzogen, sagte einmal zu mir:

„Aber wir probieren uns aus, lieber Meister!“

„Probieren Sie so viel herum, wie Sie wollen“, entgegnete ich. „Das ist Ihr gutes Recht; aber behalten Sie Ihre Versuche wenigstens für sich, probieren Sie sich nicht in gedruckten Büchern aus!“ Jeder hat sich ausprobiert! Ich habe meinen ersten Band sieben Jahre lang in einer Schublade aufbewahrt, ich habe viertausend Verse verbrannt, die meisten habe ich mehrere Male umgeschrieben. Sie machen aus Versuchen eine eigene Schule, und sie wollen sie der Welt aufzwingen! Das geht ein bisschen zu weit!“

Er lachte wieder. Die Hitze des Zimmers machte es dem Monokel unmöglich zu halten, und es fiel wieder herunter. Nach einem Augenblick des Schweigens fuhr Leconte de Lisle fort:

„Sie haben das Neue in der Sprachverdrehung gesucht und dabei vergessen, dass es das *Volapük* schon gab, was ihnen doppelte Arbeit machte. Sie haben auch nichts erfunden, sie haben das Verfahren von Jourdain nur auf viele Sätze ausgedehnt: ‚Schöne Marquise, Ihre Augen lassen mich vor Liebe sterben. Vor Liebe, schöne Marquise‘, usw. Sie schütteln die Sprache von oben bis unten durch, ohne Reim und Verstand, und sie behaupten, das sei anregend! Also echt! In mir weckt das nur den Wunsch zu gehen!“

„Worauf führen Sie, mein lieber Meister, diese Entwicklung des Symbolismus zurück, die sich dennoch nicht leugnen lässt?“

„Allem voran auf Unvermögen. Es ist mühsam, Talent zu haben! Man muss lang und hartnäckig arbeiten, bevor man in der Kunst ein Ergebnis erzielt; sie fanden es einfacher, eine Kindersprache aus dem Boden zu stampfen, wie Joseph Garaguel sehr richtig sagte, eine stammelnde und unverständliche Sprache, die sowohl die Leere ihrer Gedanken als auch die Armut ihrer Form verbarg.

Zweitens muss es sich um eine Epidemie des Geistes handeln. Jean-Jacques hat es irgendwo gesagt: Es gibt geistige Ansteckung, ich glaube, das ist es. Mein alter Freund Stéphane Mallarmé, mit dem ich eng verbunden war und den ich früher sehr gut verstanden habe, ach, ich verstehe ihn jetzt nicht mehr!“

„Betrachten Sie den Symbolismus als Fortsetzung der Parnasse oder als Gegenreaktion?“

„Weder das eine noch das andere. Er ist offensichtlich, wie bereits erwähnt, vielmehr eine Reaktion von Kindern und Hilflosen auf eine männliche und schwer zu erreichende Kunst.“

„Und auf die *Teilnahmslosigkeit* ...?“

„Sind wir bald fertig mit diesem Unsinn? Teilnahmsloser Dichter! Wenn Sie also nicht erzählen, wie Sie Ihre Hosen zuknöpfen, und die Höhepunkte Ihrer Liebesaffären verschweigen, sind Sie dann ein teilnahmsloser Dichter? Was für ein Unsinn.“

Wie seltsam, dieses Bedürfnis, die Älteren zu kritisieren! Hugo, bis Hugo wollen sie alle vom Sockel stürzen! Ich weiß sehr gut, dass er nicht perfekt ist, dass er Ecken und Kanten hat, aber in all seinen Werken gibt es Stellen von äußerster Perfektion, und zwar so viele, dass er



Leconte de Lisles Grab auf La Réunion.

immer noch ein großer Dichter bleibt. Und nun? Es gibt keinen einzigen Symbolisten, der nicht sein Bestes gibt, um sich zum Affen zu machen, wie man am Beispiel von Jules Lemaître sieht. Zumindest hat die Parnasse den Verdienst, ihre Autoren nicht verleugnet zu haben ...“

„In welche Richtung entwickelt sich Ihrer Meinung nach die Literatur, Meister?“

„Ich weiß es nicht. Der Naturalismus war der Theorie nach Unsinn; im Ergebnis war er ein Haufen Müll. Das ist jetzt vorbei. Die Romantik, die vor allem *egoman* war, hat alle Vorstellungen ausgeschöpft und hat nur die alten Theogonien übriggelassen, die ich versucht habe zu verkörpern. Jetzt sehe ich nicht so richtig, was noch zu tun ist ... Vielleicht ist es das, was sich die jungen Leute sagen! Also versuchen sie, alte Themen ins Unverständliche zu übersetzen.

Ja, wohin geht die Reise? Es gibt keine gemeinsame Ästhetik mehr wie zu den besten Zeiten der Literaturgeschichte, im siebzehnten Jahrhundert! Jeder kehrt zur Unabhängigkeit seiner eigenen Natur zurück, und das Ergebnis ist ein Chaos, eine ganz natürliche Anarchie, aus der zwar Individuen mit viel Talent hervorgehen, die sich aber der geistigen Harmonie widersetzen ... Wir befinden uns also im Zeitalter der Dekadenz ... und die Anhänger der Dekadenz beweisen es uns! Bis zu dem Tag, an dem jemand Großes kommt, der sämtliche Halbtalente und all die riesige Überheblichkeit hinwegfegt; der alle zu der von ihm geschaffenen allgemeinen Ästhetik zurückbringt.

Aber sehen Sie“, fügte er hinzu, „es könnte alles kommen, die schlimmsten Revolutionen und Umwälzungen, die klügsten Köpfe, wir werden unbedeutende und großartige Gedanken haben, niemals wird die französische Literatur ohne diese drei Eigenschaften auskommen: Verständlichkeit, Genauigkeit, Klarheit.“

„Welche Dichter, abgesehen von den ersten Parnassiens, repräsentieren Ihrer Meinung nach gegenwärtig die dichterische Tradition?“

Leconte de Lisle dachte einen Moment nach und sagte:

„Hey, Haraucourt! Er schreibt sehr schöne Verse. Und Vicomte de Guerne. *Die toten Jahrhunderte* haben wir gerade in der Akademie ausgezeichnet, ein sehr schönes Werk. De Guerne ist ein wahrhaft großer Dichter, unbestritten der bemerkenswerteste seit der Parnasse. Und Quillard, der sich allerdings auf dem absteigenden Ast befindet ...“

Ich wollte gehen, aber ich sagte:

„Entschuldigen Sie, Meister, ich habe vergessen, mit Ihnen über die *Psychologen* zu sprechen.“

Leconte de Lisle lächelt, zuckt leicht mit den Schultern und antwortet dann in erstem Ton:

„Es gibt einen Mann, von dem ich Ihnen nicht erzählen werde, dem ich in der Vergangenheit auf jede erdenkliche Weise die Freundschaft bewiesen habe, der mich seitdem aber auf abscheuliche Weise beleidigt hat. Das ist Anatole France. Ich erkenne sein feines und scharfsinniges Talent an, aber ich schätze seinen Charakter wenig. Er hat den *Symbolismus* erfunden, ohne daran zu glauben, in der Hoffnung, seinem Freund de Heredia und mir eins auszuwischen, und es ist ihm nicht recht gelungen ... Er wird eine kurze Zeit der Schande ertragen müssen.

Es gibt noch Bourget, einen einfallsreichen, hitzigen Geist, der, glaube ich, eher zur Kritik als zum Roman fähig ist. Er erzählt uns in einem anderen Genre die gleichen ermüdenden und albernsten Banalitäten wie der Naturalismus, der die Gespräche aus der Gosse festhält.

Und dann ist da noch Maurice Barrès, ein *Ich-Mensch*. Ich erinnere mich, dass ich ihn bei seiner Ankunft in Nancy gesehen habe, ganz frisch, ganz adrett; er hat sich kaum verändert. Er hat Talent, aber ich halte ihn für einen ziemlichen Schaumschläger.“

Wir lachten wieder, er ließ sein Monokel fallen und ich sah ihn verständnisvoll an.

Als er mich zurückbegleitete, wiederholte er:

„Alles Schaumschläger, diese jungen Leute!“

Zu **CHARLES MARIE RENÉ LECONTE DE LISLE** (1818–1894) und seiner Rezeption im Werk Gertrud Kolmars siehe [kalmenzone](#) Heft 7 (April 2015), S. 22 und 28–30.

JULES HURET (1863–1915), französischer Journalist, wurde v. a. durch seine Interviews mit Schriftstellern bekannt.

SIGUNE SCHNABEL, geb. 1981 in Filderstadt, studierte in Düsseldorf Literaturübersetzen und veröffentlicht regelmäßig in Zeitschriften und Anthologien. Gewinnerin mehrerer Literaturpreise, u. a. Wiener Werkstattpreis 2022. 2022 war sie Finalistin beim Lyrikpreis Meran. Ihr Lyrik-Debüt *Apfeltage regnen* erschien 2017 im Geest-Verlag; 2019 folgte *Spuren vergessener Zweige*, 2021 *Auf Zimmer drei liegt die Sehnsucht*. Derzeit arbeitet sie an ihrem vierten Gedichtband, gefördert durch ein Projektstipendium der Kunststiftung NRW sowie ein Arbeitsstipendium des Ministeriums für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen. Weitere Informationen auf www.sigune-schnabel.de.

CHRISTINA BACHER: EIN SCHIFF FÜR DEN FRIEDEN. DAS MUTIGE LEBEN
DES RUPERT NEUDECK

besprochen von Norbert Rath

"Werden wir wirklich einmal nebeneinander leben [...] – ohne uns gegenseitig Leid anzutun, ohne uns hassen zu müssen, ohne uns Unrecht zu tun?"
(Milena Jesenská: *Prag, am Morgen des 15. März 1939*)¹

Christina Bacher (2022) erzählt für Kinder (von etwa zehn Jahren an) von Rupert (und Christel) Neudecks Leben und Wirken.² Ist das der richtige Stoff für ein Kinderbuch: Hunger, Krieg, Flucht; Geflüchtete, die in Gefahr sind zu ertrinken; humanitäre Aktionen unter schwierigsten Bedingungen und ohne Erfolgsgarantie?

Ein Kinderbrief

Vielleicht doch, trotz aller Bedenken. Bacher zitiert aus einem Brief der damals 11jährigen Milena Neudeck an den Außenminister Genscher vom 24. Januar 1991:

„HERR GENSCHER! Ich finde es eine saublöde Sauerei, dass Sie dem Komitee CAP ANAMUR die Minenräumpanzer nicht geben wollen. Sie meinen wohl, weil es Ihnen gut geht, können Ihnen die Leute in Somalia egal sein. Würden Sie gern ohne Ihre Beine leben? Die Leute dort müssen es, sie können es sich nicht aussuchen! Außerdem braucht Deutschland garantiert keine Minenräumpanzer, das müssen Sie doch zugeben! Die Leute da aber brauchen die Panzer, um wenigstens die großen Flächen wie Äcker, Felder usw. leer zu räumen. Die Bauern in Somalia können nicht mehr auf ihre Felder, obwohl sie davon leben müssen. Das kann Ihnen doch nicht einfach egal sein! Wenn Sie anderer Meinung sind, würde ich Sie bitten, mir wenigstens einen wirklich triftigen Grund zu schreiben, warum Deutschland die Minenräumpanzer nicht denen geben soll, die sie brauchen. Milena Neudeck (11)“³

Kurz nach diesem Brief, so berichtet Rupert Neudeck später, „signalisierte Genscher, die ‚Öffentlichkeit habe das Auswärtige Amt bestürmt‘, die Entscheidung rückgängig zu machen“ (Neudeck 2002, S. 192). Nicht zuletzt der Kinderbrief hatte offenbar etwas bewirkt. Im Ergebnis fand eine Minenräumung mit Hilfe dieser Panzer statt, allerdings nicht in Somalia, sondern in Angola. Die Regierung lieferte die Panzer „kostenlos für die Minenräumaktion, die vielen Menschen in Angola das Leben rettete“ (Bacher, S. 118).

Rupert Neudeck hat das Zustandekommen des Briefs später erläutert:

„Ich hatte in unserer Familie viel über die Minen und die Teufelsdinger erzählt, die den Menschen nicht töten, sondern zum lebenslangen Krüppel schlagen. Das heißt, unsere Kinder wussten gut Bescheid. Der Termin [in Bonn] war sehr enttäuschend. Ich hatte signalisiert bekommen vom Verteidigungsministerium, dass wir die Dinger [gemeint sind Minenräumpanzer], fünf hatten wir beantragt, bekommen würden [...], aber dann kamen zwei Attachés aus dem Auswärtigen Amt und sagten: Das gehe jetzt leider nach der letzten Nacht nicht mehr, denn der UN-Sicherheitsrat habe eine Resolution und ein Waffenembargo für Somalia beschlossen. Da habe ich wieder meinen Spruch gesagt, dass wir diese Waffen natürlich nicht als Waffen, sondern als kastrierte Instrumente der Friedensregelung haben wollten. Kanone abgesägt, MGs abgeschweißt, weiß angestrichen, mit einem Emblem der Deutschen Not-Ärzte

sollte das mitnichten noch eine Waffe, sondern nur noch eine lebensrettende Pflugschar sein. Es half nichts. Ich war enttäuscht, rief zu Hause an und sagte, es habe alles nicht geklappt. Die eigene Tochter hatte das alles mitbekommen und wurde so herrlich wütend, wie nur Kinder wütend und klar werden können. Was Erwachsene alles verlieren. Sie sagte uns gebieterisch, sie müsste jetzt sofort einen Brief schreiben. An wen solle sie den schreiben? An Hans-Dietrich Genscher, sagten wir. So setzte sie sich hin und schrieb.“⁴ Neudeck fährt fort: „Der Pazifismus wird seine größte Zeit vor sich haben, denn wir brauchen dieses Geld [das in die Hochrüstung fließt], um den wahnsinnigen Mord an den Kindern in den Hungerländern, wie jetzt wieder in Äthiopien, zu beenden. Er [der Pazifismus] hat noch nicht begonnen.“

Diese Einschätzung in Rupert Neudecks Rede am 6.4.2016, acht Wochen vor seinem Tod, anlässlich der Verleihung des Erich Fromm-Preises an seine Frau und ihn, erscheint heute wieder sehr aktuell.⁵

Rupert Neudeck greift ein immer wieder von Heinrich Böll, der so etwas wie der moralische Kompass für seine Hilfsaktionen war, in Erinnerung gerufenes Leitmotiv humanitärer Arbeit auf, die Unverhältnismäßigkeit zwischen Rüstungsausgaben und für humanitäre Hilfe zur Verfügung stehenden Mitteln. Für Böll war dies eine Form von „Blasphemie“: „auf der anderen Seite verhungern Menschen“, und zwar in einem „Moment, da wir überrüstet sind, jedenfalls gerüstet genug“. Böll weiter: „Ich denke mir, eine Erinnerung an unsere Hungersnöte hier wäre auch notwendig.“⁶ Auch Rupert Neudeck nennt als ein Motiv für sein Engagement „die Erinnerung an das eigene Elend und Leiden, das wir Deutschen uns selbst eingebrockt hatten“ in der Kriegs- und Nachkriegszeit (2002, S. 312). Bacher spart Neudecks Erfahrung von Hunger und Not in der Nachkriegszeit nicht aus und verharmlost sie nicht (vgl. S. 31ff.). Am Beispiel der Familie Neudeck wird so ein typisches Schicksal von Geflüchteten und Vertriebenen konkret deutlich und auch für Kinder nachvollziehbar.

Wenn ein elfjähriges Kind so aktiv werden kann wie Milena Neudeck, dann sollte es auch erlaubt sein, in einem Kinderbuch über die Probleme von Kindern (und Menschen überhaupt) zu schreiben, deren Überleben bedroht ist, infolge von Krieg, Bürgerkrieg, Dürre, Hungersnot (oder einem gemeinsamen Auftritt dieser apokalyptischen Reiter). Christina Bacher findet nicht, dass das Genre „Kinder- und Jugendbuch“ dazu verpflichtet, Scheuklappen anzulegen und eine idyllische Weltsicht zu vermitteln. Sie gibt historische Rückblicke: auf das Kriegsende 1945, auf Flucht und Vertreibung 1945/46, auf den Vietnamkrieg und seine Folgen (dazu S. 94ff.), des weiteren (meist durchaus kindgerechte) Problembeschreibungen, die es in sich haben. Darüber hinaus zeigt sie Beispiele tatkräftiger Hilfe auf, mit Hinweisen auf die Arbeit der von den Neudecks gegründeten Hilfsorganisationen.

Von der „Wilhelm Gustloff“ zur „CAP ANAMUR“

Am Leitfaden des Lebens von Rupert Neudeck schildert Bacher, von welchem biographischen Hintergrund aus wirksame Nothilfe, radikale Friedens- und unbeirrte Menschenrechtsarbeit zustande kommen können, welche Dimensionen sie haben und wohin überall sie ausstrahlen können.

Rupert Neudeck war selbst ein gebranntes Kind. Er hat Kälte, Hunger, Unwillkommensein, kurz: das ganze Flüchtlingselend selbst als fünfjähriger Junge erfahren. Dabei haben er und seine Familie anfangs so etwas wie Glück im Unglück gehabt:

„Die Neudecks kommen am 31. Januar 1945 zu spät am Hafen an“ (S. 23), auf der Flucht vor russischen Truppen; sie erreichen das Schiff nicht mehr, auf dem sie nach Westen flüchten wollen, die „Wilhelm Gustloff“. Zu ihrem Glück: denn sie wird von einem russischen Torpedo getroffen und geht unter. „In kurzer Zeit finden mehr als 9000 Menschen im eiskalten Meer den Tod“ (S. 24).⁷ Rupert Neudeck sagte später oft: „Wer zu spät kommt, den belohnt das Leben“ (S. 30).

Der als Kind selbst knapp dem Tod im Meer Entkommene kann nicht „nein“ sagen, als André Glucksmann ihn im Februar 1979 bittet, auch in Deutschland für eine Unterstützung aus Vietnam flüchtender „boat people“ im Südchinesischen Meer zu werben und für ein Hilfsschiff zu sammeln (S. 70f.). Heinrich Böll und andere Prominente sagen ihre Hilfe zu (S. 74f.). Und nach einer „Report“-Sendung von Franz Alt fließen innerhalb weniger Tage über eine Million DM an Spenden für die Initiative „Ein Schiff für Vietnam“ auf das von den Neudecks eingerichtete Konto (S. 76). Vielen Menschen leuchtet der von Böll formulierte einfache Gedanke ein: „Jemand, der vom Ertrinken bedroht ist, den frage ich nicht nach seiner politischen Einstellung, auch nicht nach seiner sozialen Herkunft“ (S. 81).

Ein Schiff wird – nach dem Vorbild eines von Sartre, Kouchner und anderen ausgesandten französischen Hilfsschiffes – gechartert und für einen Einsatz zur Rettung von Flüchtlingen in Seenot ausgerüstet – die CAP ANAMUR, nach der Neudecks Hilfsorganisation dann benannt wird (S. 84ff.). Bei Einsätzen in den Jahren 1980 bis 1986 können durch von den Neudecks organisierte Schiffe insgesamt 11300 Menschen im Südchinesischen Meer aus Seenot gerettet, über 35000 weitere Hilfsbedürftige an Bord medizinisch betreut werden (S. 90f.). Das alles wird von Bacher spannend erzählt und mit Illustrationen von Lukas Ruegenberg und zeitgenössischen Fotos anschaulich bebildert.

Schaltzentrale Wohnzimmer

Mit der Darstellung der „Schaltzentrale Wohnzimmer“ kommt Christel Neudeck ins Spiel, deren Einsatz für das Gelingen der Hilfsaktionen ebenso wichtig war wie der ihres Mannes. Dieser trat stärker ins Licht der Öffentlichkeit, während sie im Hintergrund die organisatorischen Grundlagen für die vielfältigen Aktivitäten sicherstellte (S. 100ff.). Im Wohnzimmer des Reihenhauses der Neudecks in Troisdorf wurden die Aktionen geplant, von hier aus die Projekte des Vereins CAP ANAMUR / Deutsche Notärzte e.V. und der späteren Gründung Grünhelme organisiert und koordiniert. Günter Grass gibt eine den Kern treffende Beschreibung, wenn er in seiner literarischen Darstellung dieser Schaltzentrale einem Beamten des Auswärtigen Amtes folgende Äußerung über Christel Neudeck in den Mund legt:

„[...] für sie gehe es um Menschen, die tagtäglich ersaufen, während sich das Auswärtige Amt, überhaupt alle Politiker, an Richtlinien klammerten, die von anno dazumal seien. [...] Wir haben in diesem Fall mit Idealisten zu tun, die sich einen Dreck um bestehende Vorschriften, Richtlinien und so weiter kümmern. Vielmehr sind sie, wie diese gute Frau in ihrem Reihenhaus, felsenfest davon überzeugt, die Welt bewegen zu können. Eigentlich bewundernswert, fand ich [...].“⁸

In Bachers Buch steht allerdings in erster Linie Rupert Neudeck im Mittelpunkt. Christel Neudeck findet Berücksichtigung, vielleicht nicht in dem Maße, wie es angesichts der grundsätzlich von beiden geplanten und gemeinsam organisierten Aktionen angemessen gewesen wäre. Ihr Mann hat über sie gesagt: „Die Heldin unseres radikalen Lebens war Christel Neudeck, nicht etwa ich.“ In Erinnerung an die Zeiten der Seenotrettung durch die „CAP ANAMUR“ genannten Hilfsschiffe (1980–1986) schreibt er:

„Alles spielte sich in unserer Wohnung ab, und alles hat die Christel Neudeck gemanagt. [...] Das Radikale bestand darin, sich mit Haut und Haaren dem Unternehmen ‚Lebensrettung im südchinesischen Meer‘ zu widmen. [...] Damals war sie die Königin des Vereins.“⁹ Und in seinem Kommentar zur Verleihung des Erich Fromm-Preises an beide Neudecks sagt Rupert Neudeck: „Diese Jury ist die erste, der aufgefallen ist, dass Christel und ich [...] alles zusammen gemacht haben“.

Ohne diese realistische, fest auf dem Boden der Wirklichkeit stehende Frau hätte der himmelstürmende Idealist Rupert Neudeck, der nicht selten mit dem Kopf durch die Wand wollte, viele seiner hochfliegenden Ideen und Pläne wohl kaum umsetzen können. Das wird auch in Bachers Darstellung deutlich. In Christel Neudecks eigenen Worten gesagt: „Meine Rolle [...] war es häufig, ihm die Bodenhaftung zu erhalten.“¹⁰

„Poesie des Tuns“ (Heinrich Böll)

Heinrich Böll (1917–1985) war die wichtigste Orientierungsfigur für die Gründer des Vereins, ihr Modell für die unpräntöse Parteinahme für eine radikale und nicht bloß rhetorisch bleibende, sondern praktizierte, gelebte Humanität. Christel Neudeck sagte über ihn (bei Gelegenheit des Böll-Forums 2017): „Wenn das Wort authentisch etwas bedeutet, dann war Heinrich Böll das. Er hatte etwas an sich, dass man ihm unbedingt vertraute.“ Böll hat Rupert Neudeck im Jahre 1984, ein Jahr vor seinem Tod, ein Gedicht gewidmet mit dem Titel *Poesie des Tuns*:

„Es ist schön, ein hungerndes Kind zu sättigen, / ihm die Tränen zu trocknen, / ihm die Nase zu putzen, / es ist schön, einen Kranken zu heilen. / Ein Bereich der Ästhetik, den wir noch nicht entdeckt haben, / ist die Schönheit des Rechts; / über die Schönheit der Künste, eines Menschen, der Natur / können wir uns halbwegs einigen. / Aber – Recht und Gerechtigkeit sind auch schön, und / sie haben ihre Poesie, wenn sie vollzogen werden.“ (Bacher, S. 113)

Offenbar gehören die Neudecks für Böll zu denjenigen Menschen, die etwas von dieser „Poesie des Tuns“ verstanden hatten und sie praktizierten. Er spricht von Rupert Neudeck als einem „Menschen, der sich v e r z e h r t in Hilfsaktionen (boat people, Notärzte für Vietnam und Afrika) und der es nicht leicht hat, gegen Bürokratie und Stumpfheit anzugehen.“¹¹

Der Fluch der guten Tat

Können Kinder gedeihen in einer etwas unruhigen häuslichen Atmosphäre, in der immerfort Besucher kommen, das Telefon permanent klingelt, der Telex-Apparat im Flur andauernd läuft? Eine Nothilfe-Organisation wie CAP ANAMUR muss ja allzeit bereit sein, weil immer wieder Menschen irgendwo dringend Hilfe brauchen und die beiden Neudecks dann ihre Augen vor dieser neuen dramatischen Notsituation nicht verschließen wollen. Die drei Kinder der Neudecks erleben, dass es bei ihnen „zu Hause vielleicht etwas chaotischer zugeht als woanders“. Christel Neudeck schreibt dazu: „Unsere Kinder sagen, dass dieses außergewöhnliche Familienleben ihnen genutzt und nicht geschadet hat – und: Sie müssen es ja wissen.“¹² Das ist für die Kinder „normaler Alltag“; sie erfahren darin, „dass man etwas tun kann, wenn ein Unrecht geschieht. Zumindest kann man es versuchen, die Welt ein kleines bisschen besser zu machen“ (Bacher, S. 115). Der Sohn der Neudecks hat bei der Bosnien-Hilfe von CAP ANAMUR mitgemacht, eine der beiden Töchter ist inzwischen in der Leitung einer Hilfsorganisation tätig, und eine Enkeltochter von ihnen hat (als Kind, im Jahr 2013) einen Brief an Frau Merkel geschrieben, um sie über die „üblen Machenschaften des Präsidenten von Simbabwe“ aufzuklären (S. 119). Wenn es der „Fluch der bösen Tat“ ist, „dass sie, fortzeugend, immer Böses muss gebären“¹³, dann gibt es offenbar auch so etwas wie einen Nachmach- und Wiederholungs-Effekt bei hilfreichen Taten und Briefen.

Minenräumpanzer und Rindfleischdosen

Der Ideenreichtum der Neudecks ist beachtlich, die Darstellung all ihrer kreativen Ideen zu nachhaltiger Hilfe könnte mehr als ein einziges Kinderbuch füllen. Ausrangierte Minenräumpanzer der ehemaligen DDR? Tauglich für den Einsatz in Bürgerkriegsländern Afrikas.¹⁴ Medikamente aus Deutschland für unterfinanzierte Apotheken in Sibirien? Die Neudecks organisieren

eine Expedition von 21 mit gespendeten Medikamenten beladenen Lastwagen.¹⁵ Was tun mit wertvollem, ohne jedes gesundheitliche Bedenken konsumierbarem Rindfleisch, das in der BSE-Krise und dem damit verbundenen Zusammenbruch der Nachfrage nach Rindfleisch in Europa plötzlich nicht mehr vermarktbar ist? Kann man es nicht einfach verschenken, z. B. an Hungernde in Staaten wie Somalia oder Äthiopien? Nein, denn das würde die lokalen Märkte für Fleisch erschüttern und die lokalen Fleischproduzenten womöglich ruinieren. „Experten“ schlagen vor, das Fleisch deshalb einfach zu vernichten. Die Neudecks aber tüfteln eine Alternative aus: Große Mengen des in Europa nicht mehr absetzbaren Rindfleisches werden auf ihre Initiative hin von der Bundesregierung – die zuständige Ministerin ist Renate Künast – in Dosen nach Nordkorea verschifft, wo bereits Hilfsprojekte der Neudecks vor Ort aktiv sind. Dort gibt es keinen Markt, der durch eine solche Spende hätte zusammenbrechen können, wohl aber eine schwere Hungersnot und entsprechend eine massiv an Proteinmangel leidende Bevölkerung.¹⁶

Zielgruppe – Adressaten

Meiner Einschätzung nach ist das Buch von Christina Bacher grundsätzlich für Kinder geeignet. Geeignet aber für welche Altersgruppe? Sicherlich nicht für Vorschulkinder; auch für Kinder der Grundschulklassen eher noch nicht. Als Zielgruppe kommen vor allem Kinder der ersten Klassen weiterführender Schulen in Betracht, also die Altersgruppe der 10–14jährigen, darüber hinaus aber auch Jugendliche von 15 oder 16 Jahren. Die liebevoll gezeichneten, zumeist farbigen Illustrationen von Lukas Ruegenberg sind allerdings auch für jüngere Kinder des Grundschulalters schon zugänglich, denen dann ein Erwachsener die dazu gehörigen Geschichten in altersgemäßer Weise erzählen könnte. Auch durch weiteres Bildmaterial wie Städtebilder und Landkarten sowie dokumentarische Fotografien, Porträt- und Familienfotos wirkt das Buch optisch ansprechend.

Als nicht angemessen für ein Kinderbuch betrachte ich allerdings das Foto eines gefangenen Vietcong: Ein junger Mann mit verbundenen Augen und schmerzverzerrtem Gesicht hockt auf dem Boden. Er wird soeben von einer „Spezialeinheit“ in der Nähe von Da Nang verhört (S. 94). Ein weiteres Problem: Gehört die Angabe von Opferzahlen in ein Kinderbuch hinein? Jedenfalls nicht eine unkorrekte Zahlenangabe zu den Opfern von Flucht und Vertreibung im Osten gegen Kriegesende und nach dem Krieg: „Bis zu 600.000 Menschen [...] starben auf der Flucht“ schreibt Bacher (S. 35). Heutige Historiker gehen von weit höheren Opferzahlen aus: „Nach den Erhebungen der kirchlichen Suchdienste kamen rund 2,11 Millionen bei dieser Völkerwanderung um oder blieben vermisst.“¹⁷ Mit geschönten Zahlen ist niemandem gedient. Wenn man Kindern die wahren Opferzahlen nicht zumuten will, sollte man Zahlen in solchen Zusammenhängen besser ganz fortlassen.

Fehleinschätzungen Rupert Neudecks, z. B. seine Meinung, das Assad-Regime in Syrien werde bald zusammenbrechen, kommen bei Bacher so gut wie gar nicht vor. Das mag in einem Kinderbuch verzeihlich sein. Rupert Neudeck selbst schrieb selbstkritisch (im Jahr 2013):

„Es schien, als wenn das Regime [Assads] nun schnell an Boden verlieren und sein Sturz nur eine Frage von Wochen sein würde. Doch die Lage entwickelte sich anders, als es mir, aber auch den meisten anderen Beobachtern schien und als ich es mir vielleicht auch erhoffte und erträumte. Assad stürzte nicht.“¹⁸

Nach Rupert Neudeck sind bereits heute einige Schulen benannt; weitere werden wohl folgen. Es scheint mir legitim zu sein, Kindern Vorbilder zu zeigen, Menschen wie Heinrich Böll oder Rupert und Christel Neudeck, die Herausragendes geleistet und angestoßen, ungewöhnliches Engagement gezeigt, sich in Situationen extremer Herausforderungen bewährt haben. In Bachers Buch erscheinen die Neudecks übrigens durchaus nicht als unantastbare, dem Alltag entrückte Helden, sondern als uneitle, nahbare Bürger.

Das mutige Leben des Rupert Neudeck ist der Untertitel des Buches von Bacher. „Ich möchte nie mehr feige sein“, das forderte noch der 70jährige Rupert Neudeck von sich selbst (Bacher, S. 7). „Die Arbeit von Cap Anamur war für mich der schönste Ausdruck der Sehnsucht, nie mehr feige zu sein.“¹⁹ Christel Neudeck wurde einmal gefragt, ob sie keine Angst um ihren Mann habe, wenn er wieder einmal in Kriegs- und Bürgerkriegsgebieten unterwegs sei, um dort Hilfsprojekte zu organisieren. Ihre Antwort: Nein, sie habe keine Angst: Er sei so dünn, dass die Kugeln um ihn herumpeifen würden, ohne ihn zu treffen.

Anmerkungen:

¹ Milena Jesenská: „Alles ist Leben“: Feuilletons und Reportagen 1919–1939. Aus dem Tschechischen von Reinhard Fischer, Lisette Buchholz u. a. Hrsg. und mit einer biographischen Skizze versehen von Dorothea Rein, Frankfurt 1984, S. 217.

² Christina Bacher: Ein Schiff für den Frieden. *Das mutige Leben des Rupert Neudeck*. Illustrationen von Lukas Ruegenberg. Mit einem Nachwort von Christel Neudeck, Kempen 2022: L100 Verlag, ISBN 978-3-947984-17-6. Gebunden, 161 S., 20,00 Euro. – Zitate aus diesem Buch werden im Folgenden nur mit der Seitenzahl nachgewiesen.

³ Von Bacher z. T. zitiert auf S. 118. Der Brief ist vollständig wiedergegeben in: Rupert Neudeck: Die Menschenretter von Cap Anamur, München 2002, S. 192; vgl. auch Rupert Neudecks Rede anlässlich der Verleihung des Erich Fromm-Preises 2016: Differenzierungen im Begriff Pazifismus;

Link: https://www.fromm-gesellschaft.eu/images/pdf-Dateien/Fromm-Preis_2016/2016-05%20Rupert%20Neudeck%20-%20Fromm-Lecture.pdf (10.10.2023).

⁴ Zur politischen Urteilsfähigkeit von Kindern vgl. Friedrich Hölderlin: „[...] sind klüger die Kinder doch / Beinahe, denn wir Alten; es irrt der Zwist / Den Guten nicht den Sinn, und klar und / Freudig ist ihnen ihr Auge blieben.“ (Der Frieden, 12. Strophe. In: Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, 2. Bd.: Gedichte nach 1800, hrsg. von Friedrich Beißner, Stuttgart 1955, S. 7.)

⁵ Nachweis zu dieser Rede: siehe Anm. 2. – Konstantin Wecker im „Schlusswort“ zum Buch von Bacher: „In einer Zeit, die furchtbar realistisch wieder einmal Gefahr läuft, dass uns außer Töten schon nichts mehr einfällt, braucht es umso dringlicher ganz viele wie Rupert Neudeck, dessen Lebensleistung uns Vorbild und Wegweiser bleiben möge“ (in: Bacher, S. 159).

⁶ Heinrich Böll im April 1984 im Deutschlandfunk, zitiert in Rupert Neudeck 2002, S. 105f.

⁷ Günter Grass hat den Untergang der „Wilhelm Gustloff“, die opferreichste Schiffskatastrophe des Zweiten Weltkriegs, in einer Novelle dargestellt: Im Krebsgang, Göttingen 2002.

⁸ Günter Grass: Mein Jahrhundert, Göttingen 1999, S. 301; vgl. Bacher, S. 106ff. und das Nachwort von Christel Neudeck in Bacher, S. 156.

⁹ Zitiert nach Wolfgang Thierse: Laudatio zur Verleihung des Erich Fromm-Preises an Rupert und Christel Neudeck am 6. April 2016;

Link: https://www.fromm-gesellschaft.eu/images/pdf-Dateien/Fromm-Preis_2016/2016-02%20Wolfgang%20Thierse%20-%20Laudatio.pdf (10.10.2023).

¹⁰ In: Eva-Maria Lerch: Interview mit Christel und Rupert Neudeck, in: Publik-Forum, Heft 06/2016, 25.3.2016, S. 40–44.

¹¹ Heinrich Böll in einem Brief an Eugenie Barba vom 25.3.1984, zitiert nach Bacher, S. 112.

¹² Christel Neudeck: Nachwort: Weder furchtsam noch tollkühn, in: Bacher, S. 155–157, hier: 157.

¹³ Oktavio Piccolomini sagt das in Schillers *Wallenstein* zu seinem Sohn Max (*Die Piccolomini*, 5,1).

¹⁴ Vgl. Bacher, S. 118f.; Rupert Neudeck 2002, S. 191ff.

¹⁵ Rupert Neudeck 2002, S. 299ff.

¹⁶ Rupert Neudeck 2002, S. 288ff.

¹⁷ Daniel Kosthorst/Ulrich Lappenküper: 50 Jahre im Bild – Bundesrepublik Deutschland, Köln 1999, S. 17.

¹⁸ Rupert Neudeck: Es gibt ein Leben nach Assad. Syrisches Tagebuch, München 2013, S. 188.

¹⁹ Rupert Neudeck im Gespräch mit Eva-Maria Lerch, in: Publik-Forum, Heft 06/2016, S. 40–44.

NORBERT RATH lehrte als Professor für Sozialphilosophie an der Fachhochschule Münster (i. R.). Arbeitsgebiete u. a.: „Geschichte Kritischer Theorie“, „Kulturtheorie“.

UND MAN RIECHT SCHON DEN RAUCH

Gedichte von Gerald Fiebig, Apolonia Gottwald, Unda Maris,
Christine Johanna Seidensticker, Nicola Quaß
und Steffen M. Diebold

Gerald Fiebig: in der landschaft

ein strich aus dunkel
im lichtbedeckten schnee
außenseite des stroms

längs der leitung aus schatten
bewegt sich der schatten
des zuges in wechselnder schwärze

schneller wechseln
die schatten der wolken
auf dem offenen feld

Apolonia Gottwald: Scherben

Unsere Welt ist auf Glas gebaut
geschmolzener Sand
Splitter im Sonnenlicht
am Rand Risse verzerrt
Schatten im Untergrund
angelockt vom Licht
mit gebrochenem Fokus
und man riecht schon den Rauch

Unda Maris: Heimfahrt

faschistoid

rein in d'
Reinprecht
ruff 'n' uff
ön di Öffis
Röckl Röckl
Möffl Säckl
Hackn fett
Waffel Gfrett
Faschiertes
Heia mag
wü ins Bett

Christine Johanna Seidensticker: Vogelnest

Ich habe einen Vogel
in meinem Mund geboren
sein Flügel stößt
gegen klirrende Zähne
formt den Mund zu Lippen
im Rhododendronbusch zum Strauß
hebt ein gebunden Summen an. Satt
ist es, ein Wunder
gebettet in Winkeln
wilde Lieder salziger Zungen
näherkommend, zu spüren
ein Sturmfenster regt Zittern
verneinender Tage Schatten
entwächst mir
mein Federkleid.

Nicola Quaß

AN GUTEN TAGEN kommt die Sonne vorbei,
kriecht in Kühlschranksgeräusche, Gesumme
von Schlaf. Der Abend voller rötlicher Risse.
Bewusstseins Schatten, verdoppeltes
Ich. Auf dem Nachttisch der schwarze Tee.
Das Zimmer, in das du dich ingräbst.
Die Luft ein Spinnennetz, darin verfangen sich
alle Farben, und auch die Decke fliegt auf dich zu.
Auf dem Fensterbrett bewachen Blumen
dein weiteres Schrumpfen. Der Versuch
einer Bewegung, die festgehaltene
Zeit. Alles findet sich wieder
im Gemälde über dem Klavier.

Steffen M. Diebold: Leviathan

Gleich einer Wetterfahne hängt dein Herz an dünnem Mast, beklatscht den Wind, der flatternd grüßt und jaulend weiterzieht. Gott ist kein Humanist, ER war es

nie gewesen, sieh, wie Wespen schlendern wir durch Fennen einer flachen Warft. Man schlief und trat ins Leben, jung und unbedarft. Belanglos blieb

und ohne Abdruck aller Taten Lauf. Nicht eines Tages Eigner noch Besitzer seiner Zeit. Man kaute rotes Brot in bester aller Welten,

wohl eingerichtet, eines Dämons Eigentum. Den Größten freut das Fressen und Gefressenwerden. Uns ist an diesem Strand nichts Gutes widerfahren.

Wohl den bereits zu Anbeginn Dementen, die, gemächlich reduziert, ein Leben lang verschliefen. Es wäre Dasein besser nicht dem Isaak

und Menschheit nur ein Wespenflügelschlag. Voll Eifersucht das Wachstum kleiner Wesen hemmend, und strafend mit Unsterblichkeit und Wiederkehr,

belohnt ein Ungeheuer der Geschöpfe Heer, das dich hat ungefragt erweckt bevor es dich auf diese meerumtoste Hallig warf.

Supermassive Black Hole Sonnet

Wo selbst Gemarterte sich noch verletzen
da setzt die Lust am Leiden sich ins Recht
und alles Gute gilt als böse, schlecht,
wo selbst Gequälte sich an Qual ergötzen

sind auch schon Säuglinge mit Schuld beladen,
selbst Seelen, die gefoltert werden, fluchen
Halbtoter noch, die nach Erlösung suchen,
dort fleht man nur, um anderen zu schaden,

und hört Propheten dreiste Lügen sprechen,
halb ist dort alles, und doch ganz versehrt,
verdreht und umgestülpt, in sich verkehrt,
dort zahlen dann die Gläubigen die Zechen.

Und eines Tages hört man Sterne fauchen
und sieht ihr Licht dann dort ins Dunkel tauchen.

Das NICHTS

Man ahnt ES nur und ängstigt sich beklommen,
und SEINEN Wohnort flieht sogar das Licht,

von dort ist alle Hoffnung weggenommen,
dort ist, worüber besser man nicht spricht,

von jenem Ort ist niemand je entkommen,
dort steht sogar das Dasein vor Gericht,

wo alles Leben stillsteht, und die Zeit,
da ist man nahe aller Ewigkeit –

doch einen Gott, den findet man dort nicht.

GERALD FIEBIG, geb. 1973. Letzte Gedichtbände: *motörhead klopstöck* (2020) und *nach dem nachkrieg* (2017), beide parasitenpresse Köln. Weitere Bände als Download unter www.gerald fiebig.net.

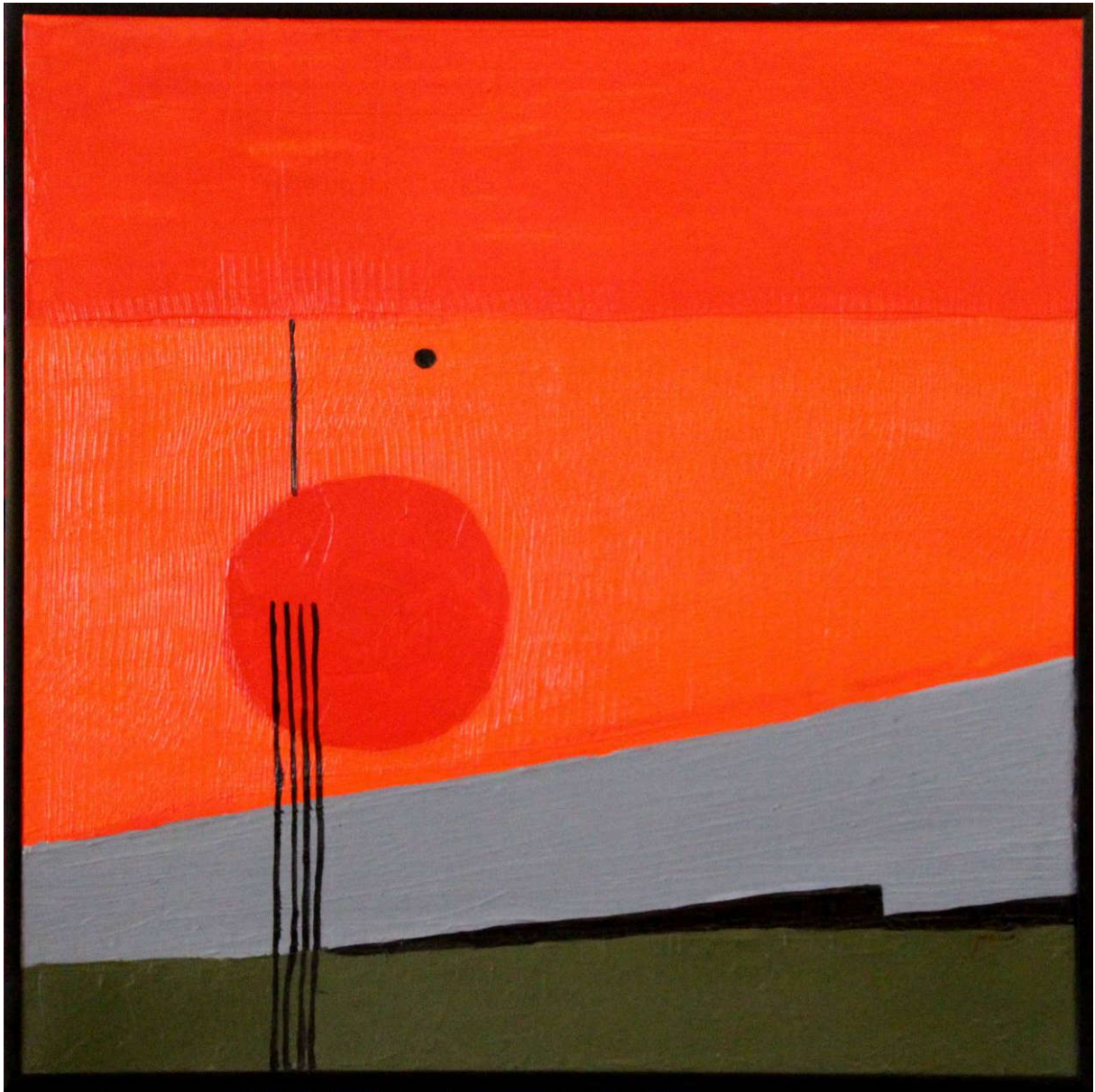
APOLONIA GOTTWALD, geb. 1993, promovierte Mathematikerin, schreibt Gedichte und Kurzgeschichten. U. a. Preise bei Kempener Literaturwettbewerben und in den Postpoetry-Wettbewerben 2010 und 2011. Zuletzt wurde die Kurzgeschichte „Das Rennen“ in der Anthologie *Fiction x Science* im pako Verlag, Rain 2018 veröffentlicht.

UNDA MARIS, geboren im Heuet 1977 in Sete Cidades als siebtes Kind siebenbürgischer Einwanderer; verschiedene Tätigkeiten, unter anderem als Buchbinderin in Benin, Tropenmedizinerin in Tansania, Jockey in Jaipur und Lassi-Sommelière in Lahore; lebt derzeit abwechselnd in Wien und im Mostviertel. Versprengte Veröffentlichungen unter anderem in *außer.dem*, in *Der Dackel* und im *mosaik* sowie in den *nvntii norici* des Oed-Oehlinger Altphilologenverbandes; 2020 *notatka pentru mezelf* in der Edition Melos.

CHRISTINE JOHANNA SEIDENSTICKER, geb. 1989, wuchs in Wiesbaden auf. Sie studierte Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft sowie Psychologie in Bonn, Ankara und Leipzig. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. Im Frühjahr 2023 erschien ihr erster Gedichtband *Halbtonschritte* bei Black Ink.

NICOLA QUASS, geb. 1974 in Wetzlar, Studium der Rechtswissenschaft. Schreibt Lyrik und lyrische Prosa. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien, z.B. in *außer.dem*, *Krautgarten*, *Mosaik*, *Ostragehege*, *Versnetze*. Zweiter Preis beim Lyrikwettbewerb „Lyrik 2000S“ (2004) sowie Preise beim Literaturpodium für die Jahre 2006, 2007 und 2011. Für das Jahr 2017 erhielt sie das Merck-Stipendium der Darmstädter Textwerkstatt bei Kurt Drawert. Im Februar 2020 erschien ihr Lyrikdebüt *Nur das Verlorene bleibt* im hochroth Verlag Heidelberg. Lebt in Düsseldorf. Weitere Informationen unter: <https://www.literaturport.de/Nicola.Quass/>.

STEFFEN M. DIEBOLD, geb. 1967 in Albstadt-Tailfingen. Studium der Rechtswissenschaften, der historischen Hilfswissenschaften und der Pharmazie in Tübingen, Frankfurt und Göteborg (Dr. phil. nat.), Fachapotheker für Öffentliches Gesundheitswesen. Lyriker, Komponist und Wissenschaftspublizist. Beiträge und Gedicht-Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturmagazinen. Mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Preis des Landes Baden-Württemberg beim Literaturwettbewerb der Akademie Ländlicher Raum (2013).



Jelica Konttas: Sonnenaufgang (2018).

Jenni Råback

ZWEI GEDICHTE

aus dem Finnischen übertragen von Simon Konttas

Viive

Marraskuun kippura aamupäivän valo ja
Hukan hengitys ja viiva, piirto, sketsi,
hahmo: todellisuuden toisella puolella,
johon en voi koskea: voin katsoa nuottia pitkin,
pitkin iloa, naurua, hymyä,
mutta välttää pitää pedon tyhjä katse;
se olisi kylmää, kun kaikki mitä tahdon
on kirpeys, virne, flirtti, ajatus.
Alppilunta kielen päällä ja tammikuun
sininen taivas, kun kohta sataa lunta.

Aufschub

Gekräuselttes Vormittagsnovemberlicht und
Isegrims Atem und Linie, Zeichnung, Skizze,
ein Schemen: jenseits der Wirklichkeit,
die ich nicht berühren kann: ich kann an Noten entlang blicken,
entlang an der Freude, am Lachen, Lächeln,
aber ausweichen muss man des Raubtiers leerem Blick;
der wäre kalt, weil alles, was ich will,
sind Herbheit, ein Grinsen, Flirt, Gedanke.
Alpenschnee auf der Zunge und der blaue
Januarhimmel, wenn's bald zu schneien beginnt.

Sininen piste

Kesäkuun viimeisenä päivänä vihreän väri on syvä.
Kultahohtoinen, laskevassa viistossa
auringonvalossa iltakymmenen jälkeen.
Kullan hohto suoraan syliin,
se tekee ihosta roosaa ja hohtavaa kuin meri
se kasvattaa spontaanisti kissan syliin istumaan.

Siinä haluaisit rakastella, tulla kosketetuksi pitkin viistoin,
jokainen ihokarva pystyssä
toisen kultaisen kämmenen pitkiä vetoja vasten.
Pidä tätä ajatusta kuin liikkumaton joki:
pinta mustana peilinä taivasta vasten: pidä tätä kuin
kuvajaiseen kohmettuneet riippuvat oksat,
naisen märät, valuvat hiukset, laiha Susanna;
sininen taivas yllä myötäillen uomaan:
se on sinun pälyilevä katseesi vihdoinkin jäätyneenä.

Tässä pitäisi käsin kosketella veden ominaisuudet,
silitellä ne siroiksi mahdollisesti
supistaa suuhun nuo vesihippuset
ujosti tanssimassa koristesimpukan ympärillä suihkuhuoneessa:
hengittää pitkään.
Ja arvaa mihin keskittyy elävän katse,
sirottaen, kun paine kutittaa tätä näkinkenkää.

Blauer Punkt

Am letzten Junitag ist die grüne Farbe tief.
Goldschimmernd, im schräg sinkenden
Sonnenlicht nach zehn Uhr abends.
Das Goldglänzen in den Schoß hinein,
es macht rosa die Haut und flirrend wie das Meer
erregt die Katze sich spontan in den Schoß zu setzen.

Hier würdest du gern Herzen, berührt werden schrägentlang,
jedes Härchen aufgestellt
gegen die langen Züge der goldenen Hand eines andern.
Halt diesen Gedanken wie ein unbewegter Fluss:
Die Fläche, schwarz, dem Himmel zugewandt: halte dies wie
in die Spiegelung klamm hängende Zweige,
einer Frau feucht rinnendes Haar, schlanke Susanna;
dem Flussbett treu der blaue Himmel oben:
es ist dein irrlichternder Blick endlich erstarrt.

Mit der Hand berühren müsste man hier die Eigenschaften des Wassers,
sie rieselnd streicheln unmöglicherweise
jene Wasserbrisen wie Wehen im Mund
scheues Tanzen um die Schmuckmuschel im Duschraum:
lang atmen auch.
Und nun errate, worauf des Lebenden Blick sich richtet,
zerstreuend, da ein Druck diese Muschelschale kitzelt.

JENNI RÅBACK hat Anglistik in Wien und London studiert und über Werke von Virginia Woolf promoviert; darüber hinaus mehrfach in Fachzeitschriften Essays publiziert. Sie arbeitet gegenwärtig als Verlagslektorin in Helsinki, Finnland; sowie an eigenen literarischen Werken.

SIMON KONTTAS ist Autor von Romanen, Erzählungen und Lyrik in fünf verschiedenen österreichischen Verlagen. Sein Werk wurde mehrfach im Radio vorgestellt; sowie auf Lesungen im In- und Ausland.



Stefan Heuer: antilopenmann (2022).

DAS GECKOMUSTER

Welche Nachlässigkeiten dazu geführt haben, dass die Echsen sich in solchem Übermaß verbreiten konnten, weiß ich nicht. Wer dafür die Verantwortung trägt, kann ich nur vermuten. Jetzt sind sie jedenfalls da. Geckos sind es. Sie sitzen regungslos an Wänden. Und auch sonst überall. Eigentlich können diese Reptilien bei uns nicht leben. In unserer Stadt ist es ihnen viel zu kalt. Diese aber können es. Ihnen ist es nicht zu kalt. Und jetzt sind sie überall. Regungslos. Es sei denn, jemand stört sie. Dann kommen ihre Abstände durcheinander. Die Abstände sind das Einzige, was sie kümmert. Gesellig sind sie nämlich nicht. Immer halten sie zueinander ihre Abstände ein und achten streng darauf, dass sie so groß wie möglich sind. Die Echsenkörper bilden dann ein regelmäßiges Muster. Jede Störung pflanzt sich darin wellenartig fort. Eine solche Störung kann etwa an einer Türklinke beginnen, auf der ein Gecko sitzt, wenn ich die Tür aufzumachen versuche. Dann geschieht das Folgende: Das schlimme Reptil flüchtet von der Klinke fort und läuft, so flink, dass mein menschliches Auge ihm nicht folgen kann, in die Mitte der Tür; es besetzt die freie Fläche, die zwischen drei Anderen seinesgleichen aufgespannt ist, die dort reglos saßen, nun aber das Ungleichgewicht spüren und ebenfalls zurückweichen, um die Abstände wiederherzustellen. Dies scheucht weitere Reptilien auf und immer weitere – wie eine Welle pflanzt sich diese Störung fort. Das Geckomuster stößt in jeden Winkel vor. Es ist überall. Und so kommt es, denke ich, dass jede Störung sich über die ganze Stadt ausbreitet. Zum Beispiel, wenn ich ins Archiv gehe (dem einzigen Ort, der frei von ihnen ist), und mir den langen Rückweg durch das Labyrinth der Regale ersparen will; dann versuche ich, die Hintertür zu öffnen, drücke die Klinke, auf deren Gegenstück, draußen, im Freien, natürlich auch ein Gecko Platz genommen haben muss; damit löse ich dann wohl eine Welle aus. Sie läuft durch Gassen, über Wände, Dächer, überschwappt Terrassen und flutet durch Alleen. An engen Stellen bricht sie sich, überlagert sich mit anderen Wellen, die ihr entgegenkommen, hier einander verdoppelnd, dort sich auslöschend. Nach einer Weile erreicht meine Welle dann die Außenbezirke, wo die Stadt die Berge berührt, in denen man sich gegen unsere gute Ordnung erhoben hat. Dort verebbt die Welle in der Höhe und der Weite. So jedenfalls stelle ich es mir vor, wenn ich hinten sitze, im Archiv, wo ich die Geschichte unseres Landes schreibe. Ich denke an diese geplagten Menschen. Die Menschen ertragen das Geckomuster nämlich nicht; und wie an alles Unerträgliche, gewöhnen sie sich daran. Bald werden sie vergessen, dass das Muster nicht schon immer da gewesen ist. Bevor es aber so weit kommt, wird es noch Versuche der Behörde geben, den Reptilien durch Räuchern und Beschwörung Einhalt zu gebieten. Der Erfolg wird ausbleiben. Das Beschwören – wirkungslos. Und der Rauch erstickt alles, nur die Geckos nicht. Schließlich wird die Behörde Verhaftungen anordnen und die Plage für beendet erklären. Bevor sich die Menschen in der Stadt dem Muster aber schließlich ganz unterwerfen, wird es eine Zeitlang noch vereinzelt Bemühen geben, die Reptilien zu bekämpfen, indem man sie mit dem Fuß zerstampft. Es wird aber nicht gelingen wollen. Nie wird ein erlegter Gecko liegen bleiben. Und so werden, bevor es still wird in der Stadt, Leugner die Theorie vertreten, die Reptilien, die man nie zu fassen bekam, existierten überhaupt nicht. Andere werden heftig widersprechen: Schließlich löse man in ihrem Muster doch Wirkungen aus, die Wellen nämlich! Die Position der Leugner war viel einfacher: Was man nicht zertreten kann, das gibt es nicht. So brüllen sie schon jetzt und schlagen jedem auf die Nase, der ihrer Überzeugung widerspricht. Schließlich wird sich eine dritte Partei zu Wort melden, um einen Mittelweg vorzuschlagen: Es gebe gute Gründe, die Existenz des Musters zu behaupten und gute Gründe, die Existenz des Musters zu bestreiten – also könne man es nicht wissen. Diese Ansicht wird aber wenig Resonanz finden, weil niemand mehr das Haus verlassen wird. Ich aber sitze hinten, im Archiv, und schreibe die Geschichte meines Landes. Ich bedauere diese Menschen, die so sehr leiden werden. Am schlimmsten wird die Aufhebung der Unterschiede sein; zwischen Innen und Außen. Die Geckos sind überall. So auch in den Häusern. Sie breiten ihr Muster über Esstische, bevölkern Schlafzimmer, besetzen die Aborte. Keine Mahlzeit kann eingenommen, keine Bettdecke zurückgeschlagen und kein

Bedürfnis befriedigt werden, ohne Wellen in ihrem Muster auszulösen, die das Private und Intime aller Menschen, die in der Stadt leben, allen anderen mitteilen. Also werden alle auf das Muster starren und versuchen, regungslos zu bleiben. Wie die Geckos selbst. Das wird aber auch Ausdruck ihrer großen Rücksichtnahme sein. Alle wissen nämlich, dass eine einzige unbedachte Regung eine Welle auslösen kann, die sich an einer ungünstigen Stelle verfängt, in einem Winkel etwa, zwischen Treppenstufen oder in einer Tür, die einen Spalt weit offensteht; es kann passieren, dass die Geckos dabei in solchen Streit geraten, dass sie aufeinander losgehen und in Sturmeseile furchtbare Klumpen bilden. Mit der unbegreiflichen Kraft, die sie in ihrer wütenden Zusammenballung dann entfalten, zertrümmern sie Einrichtungen, verwüsten ganze Häuser und verletzen die eingeschüchterten Bewohner. Die geringste Regung kann also schlimme Folgen haben. Einige der Erstarrten werden sogar glauben, dass ihre Gedanken und Gefühle von dem Geckomuster aufgenommen werden; sie werden sich zwingen, auch die inneren Regungen einzufrieren. Schließlich werden sich die Menschen an das Muster gewöhnen, wie an alles Unerträgliche. Stillhalten werden sie, von den nötigsten Verrichtungen abgesehen, die sie im Vertrauen darauf ausführen, dass die Echsen es erlauben würden. Ich aber werde schreibend sitzen, unbehelligt, im Schutze des Archivs.

BJÖRN POTULSKI, geboren 1976 in München, hat als Regisseur und Autor zahlreiche Theaterproduktionen realisiert, darunter *In Europa gehen die Lichter aus – ein Totentanz* (München, Budapest, Wien, Washington, Boston, New York), *EXODUS* (Malta, Catania, Wien, München), *Zum Ewigen Frieden – ein Abgesang* (München) und *This New Ocean* (München, Johannesburg). Sein erster, bisher noch unveröffentlichter Roman trägt den Titel *Buch der Namen*.

Thomas Ballhausen

MIASMA. SIEBEN KARTEIKARTEN.

Push-Up Bra: Help from strangers, new friends and hidden allies.

If the bra leaves a nasty set of red marks or imprints on your skin the dream warns of emotional traps set in memories.

Tim Etchells: The Dream Dictionary for the Modern Dreamer

(1)

Du hast die Kontrolle übernommen, Du bist alles, was jetzt noch existiert. Alles, was jetzt noch folgt, liegt bereits hinter Dir. Und indem Du diese Zeilen liest, vervollständigst Du die Taten, schließt sie ab, bestätigst sie. All dies muss von Dir als etwas gelesen werden, was von einem Reisenden geträumt wird. All dies muss von Dir als etwas betrachtet werden, was von einer Romanperson gesagt wird. All dies muss von Dir gelesen und immer wieder neu gelesen werden, wie der Bericht eines aufmerksamen, fragenden und schließlich vorsätzlich scheiternden Ermittlers in einer Zeit ohne letzte Antworten und Befunde. Ich wende mich nun also direkt an Dich. Es bist Du gewesen, immer nur Du.

(2)

Du bist eine gefährliche Figur, selbst jetzt hast Du Dir immer noch einen Teil Deiner Gefährlichkeit erhalten können. Deinen unerträglich gewordenen Namen sprechen sie nur flüsternd aus, ein schwacher Trost, ein Abglanz. Man braucht einen Verbrecher, um ein Verbrechen zu verstehen, es vielleicht sogar aufzuklären. Nicht ganz bei Verstand zu sein, Sätze nicht abzuschließen und sich zu wiederholen, sind Umstände, die einer Bestrafung in der Vergangenheit geschuldet sind. Heutzutage, das darfst Du bei all dem nicht unterschätzen, ist es mitunter ein Vorzug, ein sprichwörtlicher Vorteil, denn wer noch einen vollständigen, unbeeinträchtigten Verstand und eine entsprechende *Persona* hat, kann beides nur verlieren. Die Menschen ringsum haben sich abgewandt, sind – mehr wie im wirklichen Leben denn wie in Filmen – einfach verschwunden, sind ausgefallen wie Zähne. Was immer Du auch getan haben magst, es geht weit über Dich hinaus, es betrifft die Gemeinschaft, die Dir immer als uneingestehbar erschienen ist. Wirst Du jetzt, wo Du einen Blick zurückwirfst, doch um eine Wiederaufnahme bitte, einen mit grober Wolle umwickelten Zweig in der Hand, die rituellen Gesten ausführend? Man wird Dich auf die Probe stellen, Dir eine Aufgabe geben. Vielleicht ist das ohnehin schon mehr, als Du verdienst. Aber Du bist geeignet und nützlich, eben weil Dir alles zuzutrauen ist, eben weil Du mit der Welt bereits im Krieg liegst.

(3)

Du gibst keine Erklärungen ab, Du deutest vielmehr. Du sehnst Dich manchmal nach einer Zeit, in der das Wünschen noch geholfen hat, einer Zeit, die durch Dein Verhalten schließlich immer schrecklicher geworden ist. Du hast eine Verantwortung dafür und erwartest Dir, dass in einem Moment der Unaufmerksamkeit deutlich werden wird, was Du dafür zu bezahlen hast. In Gedanken bist Du einen Teufelspakt eingegangen und vermagst nicht mehr zu sagen, warum. Die Möglichkeit einer Rückkehr ist in Aussicht gestellt, aber es ist besser, sich nicht darauf zu verlassen. Es gibt eine Notwendigkeit des Durchschreitens und des Erkennens, verbunden mit der Gewissheit, zum Komplizen des eigenen Schicksals geworden zu sein. Es mag Dir nicht immer ganz bewusst gewesen sein, aber an den Umständen ändert das nichts. Es ist Dein Anteil am in unauf löslichen Gegensätzen begründeten Verlauf der Dinge. Eine Bahnstation weiter kommen die Landkarte und der vermessene Raum an ihr gemeinsames Ende.

(4)

Es ist ein kartierender Blick, der Dich erfassen und festlegen lässt. Du nimmst Spuren auf, unter Deinen Eindrücken gestaltet sich die Wirklichkeit neu. Du sammelst, stellst Zusammenhänge her, Du ermittelst. Das ist, was Du kannst. Achte auf Details, vergrößere, tritt einen Schritt zurück und etwas wie ein Überblick, sei er auch noch so täuschend, wird sich einstellen. Der Sucher ist das Instrument Deiner Fokussierung, Du erkennst die Gleichheit der Elemente, ihr Wandern zwischen Feuer und Feuer, Du bemerkst die sich verschiebenden Relationen. Mit dem Sucher schärft sich kurzfristig der Blick, im Fadenkreuz des Optischen erfindest Du den Tod. Im Schauen wird die Welt vervollständigt und mit dem Übertragen in die Aufzeichnungen und Skizzen breitet sich Neuland aus. Diese Gegenden sind nicht besser, sie sind bloß anders. Du scheust vor den Bildern nicht zurück, trittst mit intuitiven Wahrheiten an. Die verordneten Normen, Traditionen und der Terror der Vernunft erscheinen Dir suspekt, mitunter verwerflich. Die künstlichen Grenzen, die direkt mit ihnen verbunden sind, forderten immer schon zahlreiche Opfer, ob nun in den Kerkern der Hauptstadt oder hier in der verwilderten Provinz. Linie um Linie beweist Du Dich als Augenzeuge, als Verfechter einer beunruhigenden Nachträglichkeit.

(5)

Die Wirklichkeit beruht auf Gegensätzen und permanentem Wandel. Das Verhängnis soll Dein einziges Gesetz der Ausdeutung sein, das ist die wahre, erklärende Ordnung der Dinge. Einmal mehr siehst Du diese Umstände bestätigt, wenn Du die Vorkommnisse an diesem fernen Ort im Osten in einen sinnvollen Kontext bringen willst. Es ist eine Serie an gewaltvollen Ereignissen, die schließlich auch Deinen Vorgänger hier das Leben gekostet hat, eine Reihung von Taten, die auf mühsam erworbenen, doch letztlich ungenutzten Freiheiten gründen. Du hast Dich immer geweigert, diese Fragen Deinen Gegenspielern zu überlassen. Du musst folglich mit der Reinheit brechen, mit der Sprache Deiner Eltern oder dem Dialekt Deiner ihnen folgenden Geschwister. Berufe Dich auf das Erzählen, auf die Arbeit der Liebe, auf die Unausweichlichkeit, vor der alles stumm werden muss. Du kannst die Schönheit einer Struktur im Wandel begreifen, die Lust am hinausgezögerten Untergang, Du hast auch diese Tendenzen ausführlich studieren können. Es gibt also nicht nur, wie Du bislang nie unterlassen hast zu betonen, keinen Mangel an Opfern, es wird vielmehr keine Überlebenden geben. So gesehen, endet jede Geschichte zwangsweise unglücklich und glücklich zugleich.

(6)

Aber noch ist es nicht soweit, jetzt ist erst die Zeit kurz davor. Irre Dich auch nicht, was die Formulierungen betrifft. Behalte den Rhythmus aufrecht, dies ist eine Sprache der Freundschaft, auch wenn sie für die meisten Ohren nicht so klingen mag. Du schreibst weiter an Deinem Buch, auch wenn Dir ein Abschluss unmöglich scheint. Es wird vielleicht immer das eine, kommende Buch bleiben. Dein Blick kann kein Verständnis heucheln, vielmehr beunruhigt er die Bewohner der Grenzstadt, in der Du Deinen Aufgaben nachgehen musst. Du bemühst Dich darum, die Sinne und das Verhalten in ein Verhältnis zueinander zu bringen, das Dir etwas wie eine vorläufige Sicherheit dafür gibt. Du genießt fast schon zu sehr, wie die befohlene Stabilität wieder in Prozesse umschlägt. An diesen mitgenommenen Rändern, eingerissen und fingerfleckig wie sie sind, zeigt sich die Ungedecktheit des aufgeblähten Systems, die Erstarrung der einst mächtigen Begriffe. Ihre Bedeutungen sind verwittert, während sich das Gefälle zwischen den Bewohnern des Kombinars und den Maschinen, denen sie mittlerweile erfolglos nacheifern, weiter verstärkt hat.

(7)

Im Reisen bist Du dazu übergegangen den Raum vor die Zeit zu stellen und auf das Tragen einer Uhr zu verzichten. Die Öffnung der Landschaft, die hin und wieder zu Schrift und Signaturen gerinnt, lässt Dich auf immer andere Techniken zurückgreifen, die Du um den Sucher gruppierst. Nur so kannst Du das Neue an sich hervortreten lassen, in der sichtbaren Leere jenseits des Verzeichneten operieren. Mit Deiner Ankunft bist Du in eine Zeit des Schweigens eingetreten, selbst die nachträglich nochmals untersuchten Körper wollen Dir nur wenig Aufschluss geben. Die vorhandenen Unterlagen und Werke sind unbrauchbar, zu sehr entsprechen sie den vernünftigen Maßstäben einer nostalgischen Ära des Verrats und des Gerümpels. Erneut stellt sich die Versuchung ein, alles aufzugeben. Doch täusche Dich nicht, dies ist kein Ende, es ist vielmehr erst der Beginn, der nächste Schritt. Erinnerung Dich an diesen vor langer Zeit gelesenen Satz: *Das Wort Hoffnung hat acht komplizierte Buchstaben.*

THOMAS BALLHAUSEN, geboren 1975 in Wien, Autor, Literatur- und Kulturwissenschaftler, Archivar. Lehrbeauftragter u. a. an der Akademie der bildenden Künste Wien. Literarische und wissenschaftliche Veröffentlichungen, mehrere selbständige Publikationen, zuletzt erschienen *Das Mädchen Parzival* (Limbus Verlag, 2019) und *Flora* (De Gruyter, 2020; gem. mit E. Peytchinska).

Alexandra Bernhardt

SCHAKAL

Schlau
schleicht sich
das ein in
deinen Gehörgang
dies wieselschnelle
Etwas das in
dir nach
etwas
sucht

ALEXANDRA BERNHARDT, geboren 1974, lebt in Wien. Studium der Philosophie, Gräzistik, Komparatistik und Orientalistik in München und Wien. Zahlreiche Einzelveröffentlichungen von Kurzprosa und Lyrik sowie mehrere selbständige Publikationen, zuletzt der Gedichtband *Schwellenzeit. Von Honig und Mohn* (Wien: Edition Melos, 2022).

Bildnachweis

Titelbild: Christine Kappe.

S 9: Thomas Bothor.

S. 10, 26, 42: Jelica Konttas.

S. 14: Bundesarchiv, Bild 121-1383; Lizenz: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/deed.en>.

S. 18: Staatliche Museen zu Berlin, Gemäldegalerie / Christoph Schmidt,
<https://id.smb.museum/object/867432>; Lizenz:

<https://creativecommons.org/publicdomain/mark/1.0/deed.de>.

S. 20: Staatliche Museen zu Berlin, Museum für Asiatische Kunst, <https://id.smb.museum/object/984149>;
Lizenz: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>.

S. 29: Jean-Pierre Dalbéra (2009); Lizenz: <https://creativecommons.org/licenses/by/2.0/>.

S. 46: Stefan Heuer.

Impressum

kalmenzone (ISSN 2196 – 3835) ist eine Internet-Literaturzeitschrift und erscheint zweimal jährlich. Die Hefte stehen zum kostenlosen Herunterladen als PDF auf <https://www.kalmenzone.de/wordpress/> zur Verfügung. Eine gedruckte Ausgabe erscheint nicht.

Textangebote bitte ausschließlich per E-Mail an: redaktion@kalmenzone.de. Bitte beachten Sie auch die Hinweise für die Einreichung von Manuskripten auf der Internetseite der Zeitschrift.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Cornelius van Alsum, Postadresse: F. Engel, Bonner Talweg 344b, 53129 Bonn, Tel.: 0151 – 21 18 51 66, E-Mail: redaktion@kalmenzone.de.

Haftungshinweis: Der Herausgeber übernimmt keine Haftung für die Inhalte externer Links in dieser Zeitschrift, gleich ob sich diese in redaktionellen Beiträgen oder solchen anderer Beiträgerinnen und Beiträger befinden. Der Herausgeber distanziert sich hiermit ausdrücklich von all diesen Inhalten. Verantwortlich für die Inhalte der verlinkten Seiten sind allein die Betreiber der betreffenden Seiten.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Alle Rechte an diesen Beiträgen liegen bei den Autorinnen und Autoren; an den redaktionellen Beiträgen: beim Herausgeber; an den Abbildungen, soweit sie nicht gemeinfrei sind: bei deren Urheberinnen und Urhebern; bzw. bei sonstigen ausdrücklich genannten Rechteinhaberinnen und -inhabern.